

# Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

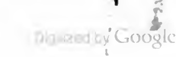
Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

**J. Lindauer'sche Leihbibliothek,**
**Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.**



# Schwarzgelb.

Roman
aus Oesterreichs letzten zwölf Jahren.

Von

**Alfred Meißner.**

Erste Abtheilung:

## Dulder und Renegaten.

**Zweiter Band.**

**Berlin, 1862.**

Druck und Verlag von Otto Janke.

# Dulder und Renegaten.

Von

**Alfred Meißner.**



Zweiter Band.

Berlin, 1862.

Druck und Verlag von Otto Janke.


Bayerische
Staatsbibliothek
München

# Inhalt des zweiten Bandes.

# Zweites Buch.






## Erstes Kapitel.

### Handelt von Hedwig und ihrem Freier.

Wir haben die Person Philipp Stropps ihre bisher so bescheidene Rolle in unserer Erzählung spielen lassen, ohne sie mit irgend einem Commentar zu begleiten. Wir hatten die Absicht dabei, sie dem Leser so vorzuführen, wie sie Allen erscheint, die Stropp, ohne etwas über sein Vorleben zu wissen, zum ersten Male sehen. Unserer Meinung nach soll der Erzähler die Persönlichkeiten bringen, wie das Leben sie bringt, ohne dem Eindruck vorzugreifen, den sie Schritt für Schritt auf uns machen. Kommt dann der Moment, wo der Kern des Charakters sich offenbart, dann lüftet sich von selbst auch der Schleier . . . . . .

Philipp Stropp, ursprünglich Jurist, hatte schon mit zwanzig Jahren seine Studienlaufbahn aufgegeben

und war in das Geschäft seines älteren Bruders als Agent eingetreten. Aber es hatte sich bald gezeigt, daß er hierzu nicht zu brauchen war. Er betrachtete seine Reisen als reine Vergnügungstouren, ein toller Trieb nach Genuß jeder Art verführte ihn zu rasenden Ausgaben und machte ihn für jede geordnete Existenzform untauglich. Der Bruder ließ sich lange hintergehen. Er hielt große Stücke von Philipps kaufmännischem Talent; seine Schulden, die ihm nur theilweise bekannt wurden, schienen ihm nur Folgen eines letzten Ueberrestes von studentischem Leichtsinn zu sein. Aber es sollten ihm die Augen bald ganz geöffnet werden. Als er den Bruder einmal mit großen Geldsummen nach Ungarn geschickt, um Fruchteinkäufe abzuschließen, war dieser plötzlich verschwunden. Wochen, Monate vergingen, von Philipp war nichts zu hören, selbst die Nachforschungen der Polizei lieferten kein Resultat. Da trifft man ihn unter fingirtem Namen in einem ungarischen Badeorte, der durch seine Spielbank berüchtigt ist. Es war eine böse Nacht, als Arnold den falschen Baron in seinem Zimmer überfiel und sein Cassabuch anzusehen verlangte. Das Deficit war riesengroß. Trotzdem stieß Arnold den

Verschwender nicht sogleich aus dem Geschäft, er nahm ihn, durch die Reue, die er äußerte, getäuscht, nach Wien zurück und wollte durch die strengste Ueberwachung einen ähnlichen Vorfall künftighin unmöglich machen. Philipp wurde knapp gehalten und erhielt einen Aufseher oder Mentor in der Person eines Arnold Stropp treu ergebenen alten Commis. Da vernimmt man plötzlich, daß Philipp neben seinem offenkundigen Quartier noch ein zweites hat, wo gespielt wird und kleine Soupers stattfinden, bei denen eine bekannte Theaterprinzessin die Honneurs macht. Man forscht nach, wie es sich mit diesen Soupers und ihrer Schutzgöttin verhalte. Nicht richtig. Philipp hatte es verstanden, seine Finger in die Kasse zu stecken und den Rest eines colossalen Aufwandes durch Schulden zu decken. Da endlich riß die Geduld des Bruders. Er jagte unerbittlich den jungen Thunichtgut fort und sagte sich öffentlich von ihm los.

Philipp, vom Bruder aufgegeben, von Gläubigern verfolgt, jeder geordneten Thätigkeit abhold und ohne Aussicht irgend einer Art, fühlte den Boden unter sich weichen. Er erschien wohl mehrmals im Bureau seines Bruders und drohte, sich eine Kugel durch den

Kopf zu schießen, Arnold aber zuckte kaltblütig die Achseln und schien zu sagen: „es wäre das Beste, was Du thun könntest!“

Nach langem Müßiggang, der durch die leichtsinnigste Schuldenmacherei gefristet wurde, sah Philipp sich am Ende seines Credits und in der verzweiflungsvollsten Lage. Gern hätte er wieder den verlorenen Sohn gespielt, aber es war nicht die geringste Hoffnung da, daß der demüthige Bittgang beim Bruder sich lohne. Es war schrecklich! Selbst die liederliche Gesellschaft der Spielkameraden, die er bewirthet, und der Ballettänzerinnen, die er unterhalten, wollte den Verarmten und Bankbrüchigen nicht mehr erkennen.

Da — in einer Nacht, in der er sich rathlos auf seinem Lager umherwarf, — fiel ihm das kleine Kraßnitz ein, in das er vor Jahren, noch als Agent seines Bruders, oft gekommen war. Er sah den alten Scheppkes vor sich, bei dem er oft einquartiert gewesen, und auch der reiche Müller Dubsky, der zu seinem Bruder in Beziehung stand, kam ihm in den Sinn. Es fiel ihm ein, daß man ihm dort gesagt, der reiche Bergmüller habe eine einzige und schöne Tochter. Er fuhr empor — da war etwas Greifbares, etwas wie ein

Ast, nach welchem der Ertrinkende langen konnte. Er sah schon den ganzen Plan klar vor sich. Am folgenden Morgen begab sich der junge Schwindler zu seinem Bruder und erzählte, daß er mit der reichen Müllerstochter schon seit lange ein Verhältniß habe. Seine angeborene Unbeständigkeit habe ihn von ihr wieder fortgelockt, aber jetzt sehe er allen Irrthum seines früheren Lebens ein, er sei gesonnen zu heirathen und ein ordentlicher Mensch zu werden. Wenn ihm Arnold hülfreiche Hand bieten wolle, würde es ihm leicht sein, des Vaters Einwilligung zu erlangen.

Arnold, mit Recht mißtrauisch, war über diese plötzlich ihm bekanntgemachte Liebe erstaunt, er hielt das Ganze für Planmacherei, bemerkte aber, daß er bereit wäre, falls ihm Beweise von dem Ernst der Sache gebracht würden, das Zustandekommen der Heirath unter den erforderlichen Garantieen zu unterstützen.

Eine Art Aussöhnung fand statt und das war vorerst Alles, was Philipp wünschen und erreichen konnte. Die erste Folge davon war, daß die grimmigen Gläubiger frische Geduld schöpften und in ihrer Hetzjagd

nachließen. Der junge Taugenichts machte sich auf den Weg.

Jetzt wissen wir, wie und warum Stropp nach Kraßnitz gekommen. Es ist einer der abenteuerlichen, von der Phantasie eingegebenen Streiche, wie er ihrer so viele ausgeführt. Auf der ersten Nachtstation war er mit Schmey zusammengetroffen, der seine Vaterstadt besuchen wollte, die er seit zwanzig Jahren nicht gesehen. Schmey kannte den entarteten Bruder Arnold Stropps nur von der Gasse und vom Theater her. Er hielt ihn zwar für einen leichten Vogel, wie deren jede große Stadt in Fülle hat, war aber weit entfernt, die tiefe Corruption seines Reisegefährten zu ahnen. Zu Schmey's Ehren sei es gesagt, daß, wenn er sie geahnt, er ihn kurzweg von sich abgeschüttelt haben würde.

Stropps Aeußere ist vortheilhaft; sein Gesicht, wiewohl derb, sogar schön. Man sieht in den Zügen keine Spur eines wüsten Lebenswandels, höchstens scheint er ein paar Jahre älter zu sein als er ist. Das blonde, volle Haar, die blauen Augen verleihen ihm sogar ein gemüthliches Etwas. Er ist kein Mann der vielen Worte, sondern kurz, entschieden, gerade so,

wie man sich einen Biedermann denkt. Diese Eigenschaft erweckt für ihn auch in dem Scharfsichtigsten Vertrauen; er hat nicht nöthig, zu List und Täuschung seine Zuflucht zu nehmen.

Solcher Art ist der gefährliche Mensch, der den festen Entschluß gefaßt hat, Hedwigs Herz an sich zu reißen und der Eidam des Bergmüllers zu werden. Er hat vom ersten Tage an, wo er sich als Kauflustiger in der Mühle vorgestellt, mit Ruhe und Sicherheit seine Rolle gespielt, und die ungeduldige Hast, die Unruhe und Sorge, die ihn verzehrt, wahrhaft kunstvoll zu zähmen und zu verbergen gewußt. Keine Kunde seines Vorlebens dringt in das entlegene Städtchen und warnt die arglosen Menschen, die ihn für einen geraden, braven und herzensguten Menschen halten . . . . . .

Hedwig, die unmittelbar nach der Verhaftung ihres Vaters in dumpfe Trostlosigkeit versunken war, hatte nach und nach eine düstere Fassung errungen, die es ihr möglich machte, eine äußere Ruhe zur Schau zu tragen und den Gang der häuslichen Geschäfte, die auf ihr allein ruhten, vor jeder Stockung zu bewahren. Es war ein sanftes, zartes Mädchen, doch die Ge-

wohnheit allein zu stehen und den bedeutenden Haushalt zu überwachen, hatte in Hedwig eine Selbstständigkeit entwickelt, die bis zu einer trotzigen Festigkeit zu steigern war. Alle Theilnahmsbezeugungen waren ihr lästig, und mit Ausnahme von Sarah Scheppkes hatte sie sich allem Besuch entzogen. Da ihr und zwar ihr allein bekannt war, daß ihr Vater einem Unbekannten Unterkunft gegeben, so hatte sie sich mit dem entsetzlichen Gedanken vertraut gemacht, daß das Gericht schließlich die Beweismittel finden und diese strafbare Gastfreundschaft auf's Empfindlichste ahnden würde. Das hinderte aber nicht, daß sie zuweilen in völlige Rathlosigkeit und Betäubung versank, welche um so tiefer und nachhaltiger war, als ihr junges Herz bereits eine verwundete, kranke Stelle hatte, die in Mitleidenschaft gezogen wurde. Wie sich Gedanken associiren, so associiren sich auch Stimmungen, Leiden und Schmerzen. Hedwig war dabei oft plötzlich wie in die ersten Tage hineingeworfen, als sie den frischen Verlust ihrer ersten Jugendliebe zu beklagen hatte. Alle Zweifel, daß Julius Werner noch am Leben sein könne, schienen ihr thöricht und sie glaubte, ihn wie einen Todten betrauern zu müssen.

Der Gedanke an einen Treubruch des Geliebten stieg in ihr nicht auf, da er ihrem Gemüthe völlig fremd war. In diesen Momenten kam ihr das Leben so schaal, so öde, so zwecklos vor, daß sie, obwohl von jeder religiösen Ueberspanntheit frei, mit dem Plane spielte, in ein Kloster zu gehen.

Kein Wunder, daß ihr Philipp Stropp jedesmal unwillkommen erschienen und wiederholt abgewiesen worden war. Er verlor aber den Muth doch nicht, denn sein kecker, zudringlicher Charakter und seine haltlose Lage trieben ihn vorwärts. Da er als theilnahmsvoller Freund die Thür verschlossen fand, verfiel er auf einen der schwindlerischen Einfälle, von denen sein Kopf strotzte. Er ließ, als er demnächst wieder erschien, Hedwig sagen, daß er in einer hoch wichtigen Angelegenheit und in Betreff ihres Vaters komme. Das Mädchen, das bis dahin keine Silbe über den Stand der Unterhandlung erfahren, flog ihm, ohne sich weiter zu besinnen, entgegen. Stropp griff ganz unbedenklich zur Lüge, daß er in aller Stille an seinen Bruder Arnold, der über allmächtige Verbindungen gebiete, geschrieben und auch schon von ihm eine erwünschte und hoffnungsreiche Antwort

erhalten habe. Durch eine hohe Verwendung stehe die alsbaldige Freilassung des Bergmüllers in naher Aussicht.

Durch diese Nachricht fiel der erste freudige Strahl nach langem Kummer in Hedwig's Brust. Sie drückte dem Lügner dankbar und gerührt die Hände und forferte ihn auf, ja bald wieder zu kommen, sobald er weitere Mittheilungen habe. Von da ab erschien Stropp alle Tage und wußte die Geduld des Mädchens mit trügerischen Wendungen wach zu halten und die Erwartung immer neu zu spannen. Bald merkte er zu seiner größten Freude, daß das Vertrauen zu ihm wachse und der gute Eindruck, den er hervorbringe, Hedwigs gewohnte Zurückhaltung allmälig zum Schmelzen bringe. Dieser Erfolg verleitete ihn nie, eine Ueberstürzung zu begehen, ja nur ein indiscretes, zu weit gehendes Wort zu sprechen, er begnügte sich damit, sich liebenswürdig zu zeigen und Vertrauen zu erwecken.

Als er weit genug gekommen zu sein glaubte, um die ersten muthigen Schritte auf seine geheimen Ziele wagen zu können, erschien er eines Nachmittags mit überaus ernsten Mienen in der Bergmühle. Hedwig saß in der Schreibstube ihres Vaters, ein großes Buch

vor sich und berechnete die Getreidelieferungen der Woche. Sie fuhr, als sie seinen bedeutungsvoll hastigen Gruß erhalten, zusammen.

„Erschrecken Sie nicht," sagte er, „erschrecken Sie nicht, Fräulein Hedwig. Es gibt Nichts, was uns trostlos machen kann, wenngleich nicht zu läugnen ist, daß unsere Wünsche noch immer auf eine harte Probe gestellt werden —"

„Was ist das für ein Brief?" fiel ihm Hedwig fragend in's Wort, auf ein Papier zeigend, das Stropp, während er gesprochen, in der Hand gehalten hatte.

„Abermals vom guten Bruder Arnold," erwiderte Stropp ziemlich rasch. „So eben erhalten. Er nimmt sich der Sache wirklich an, wie wenn sie ihn beträfe. Sie werden gleich Alles hören —"

„Setzen Sie sich!" sagte Hedwig, hochgespannt, indem sie eilig einen Stuhl herbeirückte.

Stropp that, wie ihm gesagt und begann, nachdem er den Brief, den er selbst verfaßt, scheinbar überflogen:

„Ehe ich zur Sache selbst übergehe, muß ich mein Bedauern ausdrücken, daß es mir noch immer nicht gelungen, Ihr Vertrauen zu gewinnen, wäre es auch nur insoweit, als es durch Ihr eigenes Interesse be-

dingt wird. Sie stellen immer und wiederholt und bis zum letzten Augenblick in Abrede, daß ein Flüchtling sich unter Ihrem Dache aufgehalten. Nach den Daten, die mir mein Bruder liefert, ist es eine Thatsache, die sich nicht läugnen läßt. Wollte der Himmel, die Polizei wäre weniger gut unterrichtet!"

Hedwig starrte zu Boden, während Stropp, dem der Wahn der Eifersucht noch immer vorspiegelte, daß der Flüchtling, um den es sich handle, Julius Werner sei, ermuthigt weiter fortfuhr:

„Dem Geistlichen, sagt das Sprüchwort, dem Arzt und dem Advokaten muß man die Wahrheit sagen. Ich bestehe nicht darauf, ich dringe nicht in Sie, Fräulein! Ihr Geständniß thut nichts zur Sache. Die Polizei hat genaue Informationen. Sie kennt den Menschen, hat seine Spur weit zurück, bis in Ihr Haus aufgefunden, auch sind ihr die näheren Verbindungen bekannt, in welchen der Flüchtling zu Ihrem Vater, zu Ihrem Hause überhaupt steht —"

Hedwig erhob die Augen und sah Stropp groß an. Dieser Blick protestirte gegen die Worte, welche von näherer Verbindung zu ihrem Hause sprachen, gab aber naiver Weise gewissermaßen alles Uebrige zu.

„Mag sein,“ sagte Stropp, „daß die Verbindungen nicht bestehen und daß der Verdacht hierin zu weit geht! Kann man es aber den Behörden übelnehmen, daß sie auf der Annahme bestehen? Riskirt man in einer so schweren Zeit so viel für Jemanden, den man nicht kennt? Läugnet man, einem klaren Thatbestande zum Trotz, zu dessen Gunsten alles hinweg? Ihr Vater erschwert sich selbst seine Lage. Die Verbindung, das Complott ist die allein gravirende Seite der ganzen Sache — an der einfachen Beherbergung ohne vorhergehende Anzeige wäre nicht viel gelegen —“

Hedwig schwieg hartnäckig, aber ein innerer Kampf war aus den rollenden Blicken, der emporwogenden Brust und den abgerissenen Handbewegungen zu errathen.

„Hedwig,“ sagte Stropp sanft und inständig, indem er das Mädchen an der Hand faßte, „bin ich Ihr Freund, der keine eigennützige Ursache hat, Ihnen zu dienen, oder bin ich ein Spion, der Ihnen ein Geständniß ablocken will? Gestehen Sie mir, um Ihres Vaters Willen die Wahrheit! Was Sie mir sagen, wird nie über meine Lippen kommen, nur meinem Bruder werde ich es schreiben, und dieser, das seien

Sie gewiß, wird das Geständniß nicht mißbrauchen, sondern Alles zum Guten führen!"

„Ich weiß," sagte Hedwig bewegt, bald muthig ansetzend, bald zaghaft innehaltend, „daß Sie es mit uns gut meinen! Warum sollten Sie uns schaden wollen? Sie kennen uns kaum und wir haben Ihnen kein Leid gethan. Endlich das, was man uns zu einem so großen Verbrechen macht, ist es denn so abscheulich, daß Jedermann, der davon hörte, veranlaßt sein sollte, zu unserer Bestrafung beizutragen?"

„Gott!" rief Stropp, „Sie haben etwas begangen, was ich gestern gethan hätte, wenn ich in eine ähnliche Lage gekommen wäre und morgen oder übermorgen wieder thun würde. Zieht man denn nicht auch einen Unbekannten aus dem Wasser?"

„Dann schwöre ich Ihnen," rief Hedwig mit erhobenen Händen, „daß auch wir nicht mehr gethan haben! Wir sind einem Menschen zu Hilfe gekommen, den wir nie zuvor gesehen und kaum je wieder erblicken werden! Da ist's! Ich habe es herausgesagt. Ich kann es nicht wieder zurücknehmen! Sie sehen, daß ich eine gute Meinung von Ihnen habe, daß ich alles Vertrauen in Sie setze!"

„Dank, Hedwig, Dank!“ rief Stropp, dem ein Stein vom Herzen gefallen war, „Dank für die Offenheit und das Vertrauen, das Sie mir bewiesen. Sie sollen sehen, daß Sie Ihr Geheimniß in keine unwürdigen Hände gegeben.“

Einmal darüber beruhigt, daß es nicht sein verschollener Rival war, der wieder aufgetaucht, ging er weiter, um sogar dessen Schatten in der Erinnerung des Mädchens mit einem grausamen, aber, wie ihm bedünkte, nothwendigen Schlage zu beseitigen, damit er endlich für seine Liebesanträge Raum gewinne und sich in der Bergmühle definitiv festsetze.

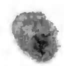
„Offenheit erzeugt Offenheit,“ fuhr der junge Schwindler fort. „Ich will Ihnen daher noch mehr sagen. Wissen Sie, daß Sie einen staatsgefährlichen Menschen beherbergt haben?“

Hedwig's Gesicht zuckte zusammen.

„Einen Menschen,“ sprach Stropp weiter, „welcher schwerlich Ihrer Theilnahme und der ihm gebrachten Opfer werth gewesen, wie verführerisch sein Aussehen auch gewirkt haben mag —“

„Reden Sie!“ rief Hedwig voll gläubiger Verwunderung.





„Die Daten sind da," setzte Stropp sein Lügengewebe fort. „Ich stütze mich auf Thatsachen. Der Mensch war zuerst als Freiwilliger nach Schleswig-Holstein gegangen, mußte aber bald nach seiner Ankunft mit mehreren seiner Landsleute nach einer für Alle wenig ehrenhaften Affaire das Land verlassen. Die ganze Bande traf kurz vor der Oktoberrevolution in Wien ein. Nichts konnte ihr willkommener sein, als sich in den Trubel zu stürzen, der Wirrwar nur konnte die Verantwortung, welche auf ihnen fortlastete, hinausschieben. Es waren zwei junge Leute darunter —"

„Was war das für eine Affaire?" sprang ihm Hedwig in's Wort, die nach dem Gesagten erwarten und fürchten mußte, etwas von Julius Werner zu hören, mit verzehrendem Interesse.

„Nichts Politisches," versetzte Stropp, „sondern Etwas, was auch vom bürgerlichen Standpunkte aus strafwürdig war. Doch das ist Nebensache. Es war natürlich, daß die Mitschuld ein Band bildete, an welchem sie auch in Wien zusammenhingen und das Verhängniß wollte, daß ihr Haupt, derselbe, um dessenwillen Ihr Vater jetzt leidet, ein kecker, verwegener, zu Allem entschlossener Mensch war, der die Uebrigen

nicht zurückhielt, sondern sie vielmehr zu allem Unheil anspornte. Um zwei der jungen Leute war es recht schade! Aber was erbleichen Sie, Fräulein Hedwig?“

„Es ist nichts!“ sagte das Mädchen, wie athemlos. „Reden Sie weiter!“

„Es waren Söhne ordentlicher Eltern,“ fuhr Stropp fort, „der Eine aus Mähren, der Andere, wenn ich nicht irre, aus Böhmen —“

„Aus Böhmen?“ rief Hedwig, „wissen Sie vielleicht seinen Namen?“

„Er wird mir vielleicht einfallen,“ erwiderte Stropp, „jedenfalls, wenn ich ihn hörte — aber warum fragen Sie?“

„Es lebt,“ sagte Hedwig sehr verlegen, aber von Neugier, die größer als ihre Verlegenheit war, vorwärts getrieben, „es lebt in unserer Gegend eine Familie, welche bis zur Stunde auf ihren Sohn wartet, der ebenfalls vor zwei Jahren fortgegangen und ähnliche Schicksale gehabt hat. Die Familie,“ fügte sie zögernd hinzu, „heißt Werner.“

„Richtig,“ rief Stropp. „Ich entsinne mich — Werner — so heißt einer der Betheiligten, ganz gewiß — ich

kann es Ihnen schriftlich bringen. Haben Sie ihn gekannt?"

„Die Eltern mehr als ihn," erwiderte Hedwig, die Augen bestürzt senkend.

„Sie haben gesagt," sprach Stropp, der sich stellte, als ob er Hedwig's Zustand nicht merke, „daß man noch immer auf Nachrichten von diesem Werner wartet? Nicht wahr?"

„Ja," hauchte Hedwig mit ängstlicher Stimme.

„Eine Ausrede seiner Eltern," versetzte Stropp dreist, „die sich des Ausgangs, den ihr Sohn genommen, schämen!"

„Wie so?" fragte das eingeschüchterte Mädchen mit einiger Entschiedenheit, wie wenn ihre Liebe eine Ehrenrettung des Angegriffenen versuchen wollte.

„Weil der Ausgang, den er genommen, ziemlich bekannt ist," gab Stropp zur Antwort, „wenigstens in Wien, und darüber ein amtliches Protocoll besteht. Dieser Werner ist auf einer Barrikade schwer verwundet worden —"

Hedwig schrie auf und fuhr zusammen.

„Sie hören wohl ungern crasse Geschichten?" fragte Stropp lächelnd, während ihn innerlich diese Theilnahmsbezeugung tief wurmte.

„Ich höre sie nicht gern," gab Hedwig zur Antwort, indem sie sich bemühte, so gleichgiltig wie möglich auszusehen.

„Da will ich lieber abbrechen —"

„Nein, nein!" erwiderte Hedwig und fügte, wie auf's Aeußerste gefaßt, mit entstellten Mienen hinzu: „Ist denn die Geschichte gar so craß? —"

„Eigentlich nicht, im Grunde eine Geschichte, wie sie damals Tausenden passirt. Kurz, der Verwundete schleppte sich in ein Haus — ein Mädchen, mit dem er damals ein engeres Liebesverhältniß gehabt —"

„Was war das für ein Mädchen?" fragte Hedwig, nur um unter der Frage ihre tiefste Bestürzung ein wenig zu verbergen.

„Mein Gott!" sagte Stropp, „ein Mädchen aus jener Classe, die man in achtbarer Gesellschaft nicht so leicht beim rechten Namen nennt, eines der Wesen, welche sich damals Dutzendweise an junge Barrikadenhelden anklammerten. Eine solche hat ihn, von seiner Liebe gerührt, lange gepflegt und hätte ihn den Augen der Behörden entzogen, wenn nicht ein Wundarzt hätte gerufen werden müssen. Der Wundarzt machte den Angeber. Der arme junge Mensch wurde

bald darauf verhaftet, in's Arrestantenspital gebracht. Da widerfuhr ihm in einigen Tagen das Beste, was einem Menschen, der keine Laufbahn mehr vor sich hat und den lange Kerkerhaft erwartet, widerfahren kann. Er ist gestorben."

„Ach Gott, ach Gott!" jammerte Hedwig, sich, ihrer unmächtig, in die Haare fahrend.

Der Anstifter dieses Jammers, dem selber plötzlich wehe zu Muthe wurde, versuchte lange vergeblich sie zu beschwichtigen.

„Hätte ich gewußt, daß Sie das so packt," sagte er nach einer Weile, „dann hätte ich gewiß den Mund gehalten! Ich begreife gar nicht, wie Ihnen das so nahgehen kann! Ohnehin hat es uns von der Hauptsache abgebracht! Da reden wir über den Werner und es handelt sich um Ihren Vater!"

„Und deßhalb sehen Sie mich so!" rief Hedwig, die so viel Fassung errungen hatte, die wahre Ursache ihres Jammers zu läugnen. „Die Geschichte hat mir klar gemacht, wohin mein Vater gerathen ist und welchen Folgen er sich ausgesetzt hat! Ich kann meinen Jammer gar nicht ausdrücken!"

Sie verbarg das Gesicht in die Hände.

„Ich bin ja gekommen, um Ihnen Trost zu bringen —" wollte Stropp beginnen.

„Da gibt es keinen Trost, guter Herr Stropp," rief das Mädchen. „Heute Morgen bin ich dem Aktuar Auwald begegnet. Wie ein Dieb ist er mir ausgewichen, er, der sonst so froh war, wenn er mich sah. Er hat sich vor meinen Fragen gefürchtet. Er ist sehr freundlich und hätte es nicht gethan, wenn es mit meinem Vater nicht sehr übel stände —"

„Liebe Hedwig," erwiderte Stropp, „Sie haben in den ersten Tagen mehr Fassung gezeigt, als heute. Und doch haben Sie heute an mir, oder besser gesagt, an meinem Bruder einen gewiß vielvermögenden Fürsprecher gefunden. Da ist der Brief. Arnold schreibt, daß er das beste Resultat erwarte. Hören Sie! Das allerbeste, schreibt er, nur Geduld müssen Sie haben. Kommt es nicht morgen oder übermorgen, so kommt es doch bald, müssen Sie denken. Mein Bruder hat hochgestellte Freunde, die, wenn sie nicht ihrer eigenen Tasche schaden wollen, nach seiner Pfeife tanzen müssen!"

„Ich danke Ihnen," sagte Hedwig schmerzvoll. „Es ist zum Verzweifeln! Ich habe Wenige, die mir

nahe stehen auf der Welt und die Wenigen verliere ich — Einer geht nach dem Anderen — Keiner kommt wieder —“

Sie schluchzte die letzten Worte leise hervor, die Augen vom Taschentuch verhüllt.

„Kommen Sie bald wieder,“ flüsterte sie nach einer Pause und stürzte, unfähig, den Thränenstrom noch länger zurückzuhalten, hinaus.

Es war ein ergreifender Augenblick. Selbst Stropp fühlte seinen düstern Triumph nur mit einem geheimen Entsetzen.

„Ich muß das Mädchen haben!“ sagte er im Hinausgehen zur Betäubung seines Gewissens. „Sie rettet mich — sie macht vielleicht noch einen ordentlichen Menschen aus mir!“

Hedwig war in eine Hinterkammer geeilt, um sich dort ungestört ihrem Schmerze zu überlassen. Sie hatte sich zwar längst mit den Gedanken an Werner's Tod vertraut gemacht, aber ihr Herz schien doch noch in unsichtbaren Hoffnungsfäden gefangen zu sein. Alle früheren Schmerzen, so stechend sie auch gewesen, wichen zurück vor den jetzigen, wo der Tod des Ge-

liebten keine böse Ahnung, sondern eine, wie sie glaubte, verbürgte Thatsache war.

Der Abend begann bereits zu dämmern, als die Stille, von welcher Hedwig umgeben war, durch Stimmengeschwirr und Zusammenlaufen des Hausgesindes unterbrochen wurde. Besorgt trat sie zur Thür hinaus, um zu hören, was es Ungewöhnliches gebe. Sie lauschte. War es ein Trugspiel ihrer Sinne? Sie glaubte durch das verworrene Geräusch durcheinanderredender Menschen die Stimme ihres Vaters zu vernehmen. Trotz der eingestandenen Unwahrscheinlichkeit eilte sie rasch hinab und war mit ein paar Sprüngen im Hausflur.

„Hedwig!“ rief eine kräftige, freudedurchzitterte Stimme, die Stimme ihres Vaters, und die Tochter zweifelte noch immer, bis sie an seiner Brust, in seinen Armen ruhte.

Als der erste Freudesturm vorübergegangen war, dankte der Bergmüller seinen Hausleuten für ihre aufrichtige Theilnahme und zog sich mit seiner Tochter zurück.

„Bist Du ganz frei?“ war Hedwig's erste Frage, wie nenn das Herz noch eine Täuschung fürchtete.

„Ich bin es," erwiderte der Vater. „Ich glaube mindestens, es zu sein."

„Wie ist es so unverhofft geschehen?" fragte Hedwig auf's Neue.

„Gott weiß!" erwiderte der Bergmüller bitter. „Willkür hat ihr eigenes Maaß. Sie straft, wie sie will, kerkert ein, wie lange sie will, läßt frei, wann sie will! Vermuthlich hat man sich mit den äußersten Drohungen begnügt, um mich für künftige Fälle einzuschüchtern. Ich gestehe, ich traute meinen Ohren nicht, als mir der Bezirkshauptmann vor ungefähr einer halben Stunde meine Freilassung ankündigte. Ich begreife nicht, welcher Gnadenengel in diese verdammte Polizeiseele gefahren!"

„Und glaubst Du nicht eher," versetzte Hedwig, „daß ein unsichtbarer Freund für Dich im Stillen thätig gewesen?"

„Wen meinst Du?" fragte der Bergmüller nachdenklicher, die Stirn runzelnd. „Nach meinem letzten Verhör zu schließen, das sehr stürmisch abgelaufen, kann es kaum heute mit rechten Dingen zugegangen sein."

„Ach ja!" rief Hedwig. „Erst heute früh bin ich

dem Auwald begegnet. Er ist mir ausgewichen, wie wenn es eine Schande wäre, mit mir zu reden!"

„Der soll mir nicht mehr in's Haus kommen!" rief der Bergmüller, in den heftigsten Zorn gerathend. „Und dieser Schwachkopf hat die stille Absicht gehabt, Dich zu heirathen!"

„Glaube darum," sagte Hedwig, auf das Vorige zurückkommend, „daß Du einem Freunde die Begnadigung verdankst. Ich bin es gewiß und es wird sich so herausstellen. Stropp hat seinem Bruder geschrieben. Sein Bruder hat große Bekanntschaften! Stropp war eben hier; er zeigte mir einen Brief seines Bruders. Ich habe mir viel von seiner Verwendung versprochen, aber daß sie so schnell gekommen, überrascht mich, wird sogar Stropp überraschen."

„Ei, ei, ei!" rief der Bergmüller. „Dem Stropp hätte ich's zu danken? . . .

„Dem sind wir gewiß großen Dank schuldig!" sagte Hedwig. „Er hat überhaupt die größte Theilnahme an den Tag gelegt."

„Du kannst Recht haben. Arnold Stropp ist ein wichtiger Mann! Du kannst Recht haben! Wenn ich Alles überdenke, kann es fast nicht anders sein. Wie

dumm war es doch von mir, einem Menschen wie dem Rack das zuzumuthen! Nichts konnte einfältiger sein!"

„Ich bin Zeugin der Mühe, die sich Stropp unsertwillen gegeben," sagte Hedwig. „Er hat mir auch erzählt —"

„Er ist ein vortrefflicher junger Mann!" rief der Müller. „Der erste Eindruck war gut, der letzte ist noch besser. Was wollte ich für ihn thun! Doch so sehr ich ihm danke, so sehr verwünsche ich ein Land, in welchem die Verwendung höher steht, als die Gerechtigkeit. Ich verkaufe die Mühle, ich verkaufe Alles, die Welt ist groß, man braucht nicht bis Amerika zu gehen — wir wollen zusammen fortziehen. Stropp soll die Mühle haben, wenn er will, um welchen Preis er will!"

Ein fröhliches Bankett vereinigte noch am nämlichen Abend die Familie Scheppkes und Philipp Stropp an des Bergmüllers Tische. Der letztere hatte sich des wärmsten Empfanges zu erfreuen und wenn er auch nicht begreifen konnte, durch welche Hexerei seine Windbeuteleien Fleisch und Blut und Wirklichkeit erhalten,

er strich den Dank des Bergmüllers mit der ihm eigenen Unverschämtheit ein. Er erbat sich nur um der Zartheit der Sache willen ein diskretes Still schweigen, das ihm auch höchst bereitwillig zugestanden wurde.

---

## Zweites Kapitel.

### Um's Brod gebracht.

In einer engen und abgelegenen Gasse der Vorstadt Wieden stand zur Zeit, da unsre Erzählung spielt, ein einstöckiges Haus von weniger als mittelmäßigem Aussehen, dessen Erdgeschoß durch absonderliche grün- und weißgemusterte Vorhänge und durch eine bildliche Darstellung kenntlich war. Diese führte dem, der hungrig oder durstig in die enge Gasse gerathen, das lockende Bild einer ziegelrothangestrichenen Flasche, eines angeschnittenen Brodes und eines riesigen Kalbsbratens auf einem Teller vor. Es war das Schild einer Kneipe, die den seltsamen und fast mystisch-religiös klingenden Namen „zum ewigen Licht" führte, wohl darum, weil sie an einem Orte stand,

wo vor Zeiten in einer Kapelle oder sonst an heiliger Stätte eine ewige Lampe gebrannt hatte.

In dieses Wirthshaus kamen nur geringe Leute. Auf dem Billard von altmodischer Form, das die Mitte des einen Zimmers einnahm, übten sich des Morgens jugendliche Gymnasiasten in der edlen Kunst der Pyramide und der großen Parthie, Mittags traten ein paar bejahrte Hagestolze, alte Stammgäste zu einer Table d'Hote zusammen, die eigentlich mehr den Charakter eines Familientisches darbot, Abends endlich war das Wirthshaus zum ewigen Licht der Zusammenkunftsort kleiner Beamte und zwangloser Persönlichkeiten der buntesten Gattung, wie sie eben eine große Stadt beherbergt. Alle diese verschiedenen Gäste bediente Franzi, ein schönes, junges Kellnermädchen mit demselben ruhigen, beinahe automatischen Gleichmuth.

Die Lokalitäten des ewigen Lichtes bestanden aus einer großen Stube und einer kleinen, welche fast ausschließlich von den Stammgästen in Beschlag genommen war, während sich in jener besonders des Abends das zahlreiche fahrende Publikum versammelte. Außer durch das Billard war auch durch eine aufliegende „große Zeitung" nebst einigen unvermeidlichen Lokal-

blättern für die allgemeine Unterhaltung gesorgt. Jene große Zeitung war das Donaureich und die Wahl bezeichnete nicht etwa allein die politische Gesinnung des Wirths, sondern auch die der Mehrzahl der das Haus besuchenden Gäste. Um jene Zeit war wohl die Bewegung von Achtundvierzig erstickt, aber das Feuer glomm unter der Asche noch heftiger fort, als man es eingestand. Das bewies die ängstliche Theilnahme an dem genannten Blatt. Während seiner vierzehntägigen Suspension nahm es die Unterhaltung fortwährend in Anspruch und sein endliches Schicksal gab, wie das Loos eines berühmten Kranken, täglich Anlaß zu neuen Debatten.

Da, als man es kaum mehr zu hoffen wagte, erschien das Donaureich eines Tages plötzlich wieder und es war natürlich, daß es an jenem Abend im ewigen Licht selbst jene Leute zu lesen begehrten, welche sonst nur ein unregelmäßiges Verlangen nach Zeitungslektüre hatten. Jedermann wollte es gewissermaßen mit der Hand berührt haben, um sich überzeugt zu geben, daß der von den Todten wieder Auferstandene wirklich am Leben sei. Ungleich größer mußte noch das Interesse der politisch Gebildeten se in, welche

von diesem Tagesereigniß in der Stadt hatte sprechen hören. Die Art, wie das Journal hervortrat, erzeugte die höchste Sensation. Durch den Rücktritt des alten Rentiers Haldenried war der bisherige Redakteur, Doctor Schmey, zugleich Besitzer des Donaureichs geworden und hatte der Lesewelt in einem an der Spitze stehenden langen Artikel sein Programm neu verkündigt. Es war eine Art von Manifest an die Abonnenten, welche unter den damaligen Umständen dem Verfasser namhafte Concessionen an die politische Situation gern verziehen hätten und nun aus dem vielspaltigen Aufsatze erfuhren, daß das Blatt auf seiner alten Basis bleiben und die noch zu Recht bestehenden Freiheiten bis zum letzten Athemzuge vertheidigen werde. Solche Gesinnungstreue und Charakterfestigkeit mußten in einer Zeit des Abfalls und der Schwäche allgemeine Bewunderung erregen.

Unter den Gästen, welche die kleine, aber trauliche Nebenstube füllten, konnten eigentlich nur zwei am hintersten Tisch sitzende Männer die Aufmerksamkeit eines Beobachters auf sich lenken. Es waren zwei Männer in mittleren Jahren, mit charakteristischen Physiognomieen, denen eine gewisse geistige Bedeutung

anzusehen war. Der ältere von Beiden, Sternfeld mit Namen, ein kürzlich seiner Stelle enthobener Professor, hatte ein freundliches Gesicht, auf welchem sich Intelligenz und Gemüth abspiegelten; der jüngere war sehr brünett, von beinahe olivenfarbigem Teint, hager, und verrieth durch das Feuer seiner Augen den Südländer oder Slaven. Während Jener mit seinem schwarzen Vollbart noch ganz im Jahre Achtundvierzig stak, war Dieser glattrasirt und durch die hochzugeknöpfte schwarze Weste und den schwarzen Rock einem Geistlichen ähnlich. Und das war er auch, freilich aber ein excommunicirter. Sein markiger Kopf hätte jedem Maler als Modell für ein Hussitenbild dienen können.

Die Beiden hatten eben den merkwürdigen Artikel im Donaureich gemeinschaftlich gelesen und das Blatt einem Gaste eingehändigt.

„Der Artikel ist entschiedener, als ich geglaubt hätte!“ sagte Sternfeld zu seinem Freunde.

„Er fordert die Censur geradezu auf,“ bemerkte Smutny, „das Henkerbeil im Ernst zu erheben.“

„Daß man die Nummer nicht gleich confiscirt hat!“ rief Sternfeld.

„Hm, der letzte Nagel zum Sarge bleibt der Artikel immerhin!“

„Das Ministerium scheint sich doch, wenn man solche Umstände macht, noch immer nicht für sicher genug zu halten, um die letzte Rücksicht fallen zu lassen.“

„Umstände!“ rief Smutny, „das fasse ich anders auf. Es ist wohl eine Rücksicht, aber eine eigenthümliche. Man gestattet auch dem zu Tode Verurtheilten sich noch bene zu thun und à la carte zu speisen.“

„Mag sein!“ rief Sternfeld lächelnd. „Der Artikel ist und bleibt herzerfrischend. Das mag unsrem Grauwack wohlgethan haben, seine Stahlfeder wieder einmal in gelindes Scheidewasser tauchen zu können —“

„Ich glaube nicht, daß Grauwak den Artikel geschrieben —“

„Nicht? Und wer hätte ihn geschrieben? Es ist sonst Niemand dazu da. Daß Schmey fähig sein sollte, das zu schreiben, glaubt Niemand, der sich einmal seinen glattpolirten, aber oberflächlichen Styl angesehen.“

„Ich weiß wohl, daß Grauwak seine rechte Hand gewesen und noch ist. Doch was sage ich: rechte

Hand! Die Seele seines Journals. Dennoch wette ich, daß Grauwak nicht der Verfasser. Der Artikel wirkt zu sehr durch Muth und Entschiedenheit. Grauwak hat scharfe Satyre, den Cavallerieangriff der Logik, nicht dies ruhige, derbe Wesen — ich wette —"

„Franzi," rief Sternfeld der vorbeieilenden Nymphe zu, „sitzt nicht der Doctor Grauwak im ersten Zimmer?"

„Hab' ihn nicht gesehen," erwiderte Franzi. „War schon viele Tage nicht da. Wird uns untreu geworden sein. Noch ein Glas, Herr Smutny?" fragte sie, ungenirt die Hand auf die Schulter des Genannten legend.

„Danke, danke, nichts mehr," gab Smutny verlegen zur Antwort, die Hand des Mädchens, wie wenn sie ihn brenne, von sich streifend. „Es ist jetzt zehn Uhr, die Zeit, wo ich täglich nach Hause gehe. Ich stehe ja regelmäßig um fünf Uhr auf —"

„Aber was machen's nur so früh auf? Da ist's ja noch finster!" bemerkte die Franzi. „Da muß eine Kellnerin 'raus, aber Sie hätten es nicht nöthig! Ich weiß nicht, wie lang ich im Bett blieb', wenn ich dürft'."

„Gewohnheit, noch vom Seminar her!" sagte

Smutny nachlässig, halb zum Freunde, halb zu Franzi gewendet. „Mir ist's gar nicht möglich, die Frühglocken zu überhören, da ist mir immer noch, als müßte ich heraus und in die Messe. Da stehe ich denn auf, zünde mir ein Licht an, wie ich's gewohnt bin und nehme ein Buch zur Hand. Um sieben Uhr kommen dann meine ersten Schüler und da beginnt mein Tagewerk."

„Müssen's-sich halt auch recht plagen, lieber Herr Smutny?" fragte das Mädchen, die Hand wieder auf die Schulter des Angeredeten legend.

„Es ist ein Glück," sagte Sternfeld, „daß Du noch Schüler findest und behältst —"

„Werde sie wohl nicht mehr lange haben," erwiderte Smutny. „Die häusliche Inquisition, der nichts verborgen bleibt, wird sich schon noch in die Sache mengen und den Vätern, die mir ihre Kinder anvertraut, zu verstehen geben, daß ein solcher Lehrer nicht passe, ja selbst auf die Väter und ihre Grundsätze ein bedenkliches Licht werfe. Wenn das geschieht, dann weiß ich nicht, was aus mir wird. Eine Professur oder Lehrerstelle werde ich nie erhalten, Mittel, auszuwandern und mir anderswo eine Position zu suchen,

habe ich nicht. Hundertmal des Tages, wenn mich das Nachdenken über mein Loos erfaßt, frage ich: was dann?"

„Geht es mir, dem entlassenen Professor, besser?" fragte Sternfeld mit einem unterdrückten Seufzer und wollte seine Jeremiade beginnen, als er einen Eintretenden gewahr wurde und sein Gesicht sich plötzlich erheiterte.

Der Eintretende war Grauwak, ein Vierziger, hager, mit etwas vorgebeugtem Kopfe, grauen Haaren und langem, beinahe militairischem Schnurrbart, grauen, feurigen, durchdringenden Augen, in allen seinen Bewegungen kurz und entschieden.

„Du bist doch," rief ihm Sternfeld entgegen, „in letzter Zeit von einer abscheulichen Unpünktlichkeit. Dein neuerungswüthiger Charakter wird sich doch nicht bis zu einem gänzlich unmotivirten Kneipenwechsel erstrecken? Welche neue Bierspelunke entzieht Dich uns?"

„Welcher Verdacht!" rief Grauwak, sich die Hände reibend und zwischen Beiden Platz nehmend. „Ich war seit einigen Tagen gar nicht im Wirthshause. Meine Abende waren der reinsten Sentimentalität geweiht, bei meiner alten Tante, bei der Schwester und der

Großmutter. Ihr scheint gar nicht zu wissen, daß das Vaterland demnächst einen großen Patrioten verliert und ein mächtiger Vulcan auf polizeilichen Befehl erlischt?"

„Was sagst Du da?" riefen Beide hocherstaunt.

„Ich gehe in ein freiwilliges Exil," fuhr Grauwak mit einer Munterkeit, die mehr aus dem Geiste, als aus dem Gemüthe kam, fort. „Ich gehe, ohne daß ich dazu durch ein Ausweisungsdecret gezwungen wäre, blos, weil ich so halsstarrig bin, in Oestreich, wo man mir das Brod genommen, nicht verhungern zu wollen. Ich ziehe nach Paris — seht mich nicht so ungläubig an — es ist mein Ernst."

„Sprich deutlich!" rief Smutny, mit Theilnahme im verdüsterten Gesicht. „Wie ist das gekommen?"

„Ihr wißt," antwortete Grauwak, den der Humor nie verließ, „daß das Donaureich bis auf Weiteres wieder Luft schnappen darf. Das Warum? ist unbekannt, doch nicht die Bedingung. Nun — Ihr seid ja in's Geheimniß eingeweiht, daß ich die eigentliche Triebfeder des Journals war, und Schmey immer nur den artistischen Kunstreiter in diesem Circus vorstellte. Leider weiß das auch die Regierung und hat

das Fortbestehen der Zeitung von meiner Entlassung abhängig gemacht. Der revolutionnaire Sprühteufel hat ausgesprüht, Schmey ist alleiniger Herr und redigirt nach Kräften weiter — und, um mit Schiller zu reden: abgeleitet auf das geliebte, reine Haupt ist der Blitz, der das ganze Journal zerschmetternd sollte niederschlagen!"

Franzi war mit einer neuen Last von Gläsern wieder erschienen und stellte eins davon vor Grauwak.

„Das letzte Mal," sagte er zu dem ihn phlegmatisch anstarrenden Mädchen, daß Du mir den Trunk kredenzest, Franzi! Ich sehe die Trauer darüber in jeder Deiner Mienen. Ich weiß, Du hast mich lieber gehabt, als Du es vor den Leuten kundgabst. Viel lieber, als den Sternfeld, und vollends lieber, als den zudringlichen Smutny —"

„Nein, das können Sie mir glauben, es thut mir leid, wenn Sie uns verlassen," sagte das Mädchen theilnahmsvoll, obwohl sie noch so eben über die Bezeichnung Smutny's hatte lächeln müssen. „Sie sind ein so vieljähriger Gast gewesen — werden Sie denn nicht wiederkommen?"

„Nicht früher, theure Franzi, als bis unsere

Söhne herangewachsen sind und die jetzt bestehende Welt über den Haufen geworfen haben — also noch nicht sobald!" entgegnete der Journalist halb ironisch, halb melancholisch. „Wenn Se. Excellenz der Kultusminister Smutny und der Justizminister Sternfeld mich rufen, dann erst gedenke ich heimzukehren und die Redaktion der Staatszeitung zu übernehmen. Nicht früher."

„Da hat's freilich lang hin!" sagte Franzi sehr ernsthaft.

„Ich freue mich, Dich so toll reden zu hören," meinte Sternfeld. „Gottlob, daß Dich Dein Humor selbst an dem Tage nicht im Stich läßt, da Du auf's Ungewisse in die Welt hinausgehst."

„Ganz so abenteuerlich, wie Du denkst, bin ich doch nicht," entgegnete Grauwak lebhaft. „Ich habe auf etwa zwei Monate hinaus gesicherte Subsistenz, was mir bei einem so wacklichen Erwerb, wie der meinige, und in dieser grimmigen Epoche beinahe wie eine lebenslängliche Anstellung vorkommt. Schmey hat sich so nobel benommen, als es in seinen Kräften steht. Doch denkt nicht, daß er mir etwas geschenkt hat! So schlimm steht es mit der Schriftstellerei doch

nicht, daß sie Almosen annehmen müßte — das wird erst, wenn sich die jetzigen Zustände consolidirt haben werden, kommen. Schmey hat mich nämlich unter der Hand als Pariser Correspondenten engagirt. Bemerkt hat er mir freilich, daß ich es nur als eine interimistische Beschäftigung zu betrachten habe und mich nach einer neuen Lebensquelle umsehen muß. Seine eigene, ohnehin in der Luft schwebende Existenz stünde auf dem Spiele, wenn man unsere noch fortdauernde Verbindung entdeckte. Ich werde mich umthun, daß ich ihn bald der Verlegenheit entreiße. Immerhin bleibt es von seiner Seite eine Freundesthat, die anerkannt werden muß. Angestoßen, Freunde! Der Comiliton, der noch der Letzte die Bresche vertheidigt!"

Alle stießen an.

„Apropos!" rief der entlassene Professor, „von wem war der heutige Leitartikel?"

„Vermuthlich und aller Wahrscheinlichkeit nach, von Schmey selbst."

„Siehst Du, daß ich Recht hatte!" rief Sternfeld.

„So, so!" brummte der Hussit. „Und wo hat

er das viele Geld hergenommen, um das Blatt an sich zu bringen?"

„Vermuthlich," fiel Sternfeld ein, „hatte er schon lange für diesen Fall einen neuen Rentier Haldenried in Bereitschaft. Der mag das Geld, aber nicht den Namen hergeben. Schmey ist ein unansehnliches Kerlchen, aber er versteht es, sich an seiner schriftstellerischen Unbedeutsamkeit durch geschäftsmännische Größe zu rächen."

„Ein Geschäftsmann, ein Rechner ist er," nahm Grauwak ruhig das Wort, „das steckt ihm im Blute, in der Race. Dennoch kann ich Euch als ganz positiv anzeigen, daß ihm diesmal kein demokratischer Rentier geholfen, vermuthlich, weil es keinen giebt, der wahnsinnig genug wäre, unter den gegenwärtigen Umständen ein Stück seines Vermögens so zu verklopfen. In seiner bösen Lage hat Schmey nicht verzweifelt, sondern mit einer Waare speculirt, die er gar nicht führt: mit seiner persönlichen Schönheit. Er ist während der Suspension in einem böhmischen Dorfe gewesen und hat sich dort eine Braut gefischt. Alle Achtung, Kinder, es ist keine geringe Kunst, bei so wenig Mitteln so rasch zu bezaubern!"

„Der ist doch wie eine Katze, die immer wieder auf ihre Füße fällt!“ rief Sternfeld.

„Es frägt sich noch,“ fuhr Grauwak fort, „ob das Geschäft, das jetzt so glänzend aussieht, sich morgen oder übermorgen noch rentirt. Fährt er so fort, so fällt das Damoklesschwert.“

„Und daß er einzulenken suchte,“ bemerkte Smutny, „darnach ist der heutige Aufsatz nicht angethan.“

„Ihm wird auch die Gelegenheit, die Diebe macht, nicht in den Weg kommen,“ erwiderte Grauwak. „Er ist Oben verhaßt, und um Lohnschreiber zu miethen, sind die Minister nicht an ihn gewiesen. Da giebt's Concurrenz genug. Er hat auch nicht hinlängliches Talent, um die Mühe zu lohnen, einen Apostaten aus ihm zu machen.“

Das Gespräch war auf diese bei damaliger Zeit gefährliche Höhe gekommen, als ein junger Offizier, in seinen grauen Paletot gehüllt, eintrat. Bei dieser Erscheinung, die hier ungewöhnlich war, stutzten die Drei und das Gespräch ward unmittelbar darauf in leiserem Tone fortgeführt.

Der Offizier hatte ein interessantes Aeußere. Sein Gesicht von edlen, markirten Zügen, war gebräunt, hatte

aber noch das durchschlagende Roth der Jugend. Haare und Augen waren schwarz. Die Gestalt war gracil, aber elastisch und bewegte sich mit großer Entschiedenheit.

Die zwei silbernen Sterne auf dem Kragen bezeichneten den Ankömmling als Oberlieutenant, die silbernen Tressen am Aufschlag des Aermels als einem ungarischen Regiment angehörend.

Wie kommt der hierher?

„Bei Gott!" rief Grauwak, „wenn der nicht die Uniform anhätte —"

„Julius Werner, nicht wahr?"

„Sagst Du's auch? Zug für Zug!"

Der Offizier schnallte seinen Säbel ab und stellte ihn in die Ecke.

„Und er ist's auch!" rief Smutny. Er wollte aufstehen und dem Offizier entgegengehen.

„Sitzen geblieben!" rief Grauwak, „er ist es nicht — und wäre er es — dann wollte ich erst recht nicht mit ihm verkehren. Mir graut und ekelt vor diesen Helden!"

Er verstummte, den Offizier scharf beobachtend.

Dieser saß, in Gedanken verloren, den Kopf auf beide Hände stemmend, eine Weile da. Plötzlich blickte er auf, sah die Drei, deren Augen noch immer auf ihn gekehrt waren, an, stieß einen Ruf der Verwunderung aus und ging ihnen, beide Hände ausstreckend, rasch entgegen.

„Du, Werner, kaiserlicher Offizier!“ rief Sternfeld.

„Nun ja! Wie Ihr mich Alle anseht? Weil ich im Jahr achtundvierzig bei Euch war und Brutus hieß? Smutny, Grauwak, Sternfeld, Alle noch die Alten?“

Der Erste und Letztgenannte reichten ihm die Hände, Grauwak hielt seine Hand noch zurück.

„Wir hielten Dich für todt — Du warst ja ganz verschollen — in der Oktoberwoche hörten wir von Dir das letzte Mal —“

„Freilich, freilich! Nach Auflösung der akademischen Legion kamen wir alle auseinander — ich — doch setzen wir uns, daß wir vertraulich schwatzen können — ich war verwundet worden und wurde gefangen.“

„So hieß es — wir glaubten, Du sei'st wie so Mancher in dieser Zeit mit Pulver und Blei —“

„War nahe daran, Freunde, war nahe daran!“ rief Werner, sich wild durch die Haare fahrend. „Aber mir geschah etwas, was mir damals als ein noch Aergeres erschien — ich wurde als Gemeiner in's Regiment gesteckt. Mir lag damals so wenig am Leben, daß ich Alles über mich ergehen ließ, stumpf, todt für Alles, fast ohne Besinnung . . . Ich kam nach Italien — und was stand mir da bevor! Monate lang lagen wir vor Venedig, über uns einen glühenden Himmel, rings um uns ein Morast, der ein schleichendes Gift ausathmete, jeden kühlen Trunk versagte und allmälig Seuchen über uns schickte, die mehr Opfer fortrafften, als alle feindlichen Kugeln. Fast ein halbes Jahr war um, die Belagerung rückte nicht vor — auch ich fühlte schon die Anzeichen der Krankheit in mir, der so viele meiner Kameraden erlegen. Doch, was waren meine physischen Leiden gegen meine moralischen! Ich haßte meine Vorgesetzten und wurde von einem Theil derselben bemitleidet, von dem andern verachtet. Das dauerte indessen nicht lange. Der kalte Gleichmuth, mit dem ich mich dem Tode aussetzte, erregte die Aufmerksamkeit des Obersten — er schlug mich zum Lieutenant vor. Nun erst trat

ich in näheren Beziehungen zu meinen neuen Kameraden und legte allmälig die Vorurtheile ab, die in mir so tief Wurzel gegriffen hatten. Wie viel tapfere Thaten sah ich ausgeführt von jungen Burschen, die vielleicht noch vor ein paar Jahren ganz verweichlicht schienen — so hatte sie der Geist der Armee erzogen! Man sprach nicht mehr über meine Vergangenheit, ich selbst begriff allmälig die Nothwendigkeit des Staats, der Ordnung, der rechtmäßigen Gewalt, die schon vor tausend Jahren da war, einer Gewalt, die oft hassenswerth erscheint, weil sie unseren Träumen und Idealen entgegentritt, entgegentreten muß. Zuletzt wenn ich hörte: „in Deinem Lager ist Oesterreich!" da höhnte ich nicht mehr und trotzte nicht mehr, ja ich konnte mit einstimmen. Ich weiß nicht, wie Ihr denkt, Freunde, ja ich glaube fast Unglauben und Mißbilligung in Euren Gesichtern zu lesen, aber ich sage: lernt den Soldaten erst kennen, eh' Ihr über ihn urtheilt, dann werdet Ihr vielleicht bald anders über ihn denken. Er will nicht das Alte, er ist kein Knecht, er denkt ebenso frei, wie Ihr, nur will er den freien Staat in einer andern Form als Ihr! Wäre es nach unserm früheren Sinn gegangen —

die Hand auf's Herz — wir ständen im Chaos; ein Häuflein, das Heer Radetzky's allein, hielt den Begriff Oesterreich fest und zu diesem Begriff bekehren sich jetzt Alle. Aus den furchtbarsten Krisen ging ein anderer, verjüngter Staat hervor und für diesen werden bald alle, die den schwarzen Rock tragen, so gut einstehen, wie wir, die den weißen anhaben. Was meint Ihr?"

Eine Pause trat ein, die Freunde sahen ihren alten Genossen eine Weile an, ohne daß sich eine Regung auf ihren Gesichtern zeigte, daß seine Apostrophe irgend eine Wirkung auf sie hervorgebracht.

Endlich sagte Grauwak mit einer Miene, gegen welche das Folgende nur mild erschien:

„Du sprichst als Neubekehrter. Es sind die Ueberzeugungen oder Redensarten des Rocks, den Du angezogen. Du verweisest uns an die Zukunft — — wir Dich!"

Der Offizier, der in der Freude des Widersehens aus warmem Herzen gesprochen, ohne die Tragweite seiner Worte berechnet zu haben, war tief betroffen. Ein dunkleres Roth flammte auf seinen Wangen, er ließ den Blick auf die Umsitzenden hinschweifen, um sich zu überzeugen, ob diese den Ausfall gehört, denn

in diesem Falle war er gesonnen, seine Standesehre muthig zu vertheidigen. Diese Besorgniß bestätigte sich aber nicht, Niemand schien zugehört zu haben und Werner erwiderte daher mit vollkommener Selbstbeherrschung:

„Beginnen wir nicht mit einem Streite! Lassen wir alle Politik aus dem Spiele! Ich mußte manche schöne Illusion verschmerzen, am Ende müßt Ihr das auch. Die Freiheit, die wir geträumt, hat sich nicht verwirklicht, aber das alte starre Oesterreich ist todt und ein neues wird aus den Trümmern hervorsteigen —"

„Blendwerk!" rief Grauwak schroff. „Doch, Du hast Recht, wir wollen nicht streiten. Jeder spricht von dem Standpunkte aus, auf welchem er sich befindet. Ich stelle eine einzige Frage an Dich, welche ich Dich auf das Einfachste zu beantworten bitte: Warst Du mit der Entwickelung der Dinge schon an dem Tage so einverstanden, an dem man Dich als Gemeiner —"

„Aber erlaube —" rief der Offizier mit erhobener Stimme. Er konnte nicht fortfahren, denn Grauwak fuhr gleich dazwischen:

„Nichts, als eine kurze, bündige Antwort —"

„Das ist unnütz," erwiderte Werner. „Ich habe bereits gesagt, daß ich damals wie todtgeschlagen war."

„Halt, da will ich Dich haben," sagte Grauwak mit sarkastischer Miene. „Wir drei, Smutey, Sternfeld und ich stehen auch eben wie degradirt unter der Fuchtel des Profoßen — wundere Dich daher nicht, daß wir vor der Hand Deine rosig-goldenen Ansichten verlachen. Ich bin aus der Redaktion hinausgejagt, mein Nachbar zur Rechten von seinem Katheder vertrieben, mein Nachbar zur Linken mit dem Bannfluch belegt. Versetze Dich in die Zeit, da der Korporal Dich zum ersten Male anschnauzte und Du wirst fühlen, was wir fühlen, aber noch die Verschärfung tritt bei uns dazu, daß wir unfähig sind, jemals aus der Disciplinarcompagnie herauszukommen und uns zu Offizieren heranzuschwingen —"

Dieses Gespräch wurde, als es eben fast in offene Feindseligkeit auszuarten drohte, durch den zufällig herbeikommenden Wirth abgeschnitten. Dieser, ein kleiner, untersetzter Mann — wie wir wissen, der Bruder des Bergmüllers von Kraßnitz, hatte mit Letzterem eine große Familienähnlichkeit.

Werner war, als er ihn erblickte, ohne Grauwak weiter Rede zu stehen, aufgesprungen.

„Herr Dubsky,“ sagte er, sich freundlich verbeugend, „Sie kennen mich gewiß nicht mehr —“

„Habe nicht die Ehre —“

„Wir haben uns freilich nur wenige Male vor Jahren flüchtig gesprochen — doch ich bin ein vieljähriger Bekannter Ihres Herrn Bruders, des Müllers Dubsky in Kraßnitz. Ich wollte Sie fragen, was Sie von ihm gehört haben und wie es ihm und seiner Tochter geht —“

Der Wirth sah den Offizier mit einem mißtrauischen Gesichte an.

„Seltsame Frage!“ sagte er. „Soll das Spott sein? Spott auf's Unglück? — Gut keinesfalls!“

„Mein Gott,“ rief Werner, „was meinen Sie mit Spott? Ich sage Ihnen, es gibt keinen Mann, den ich höher schätze und verehre. Ich bin selbst aus der Umgegend von Kraßnitz gebürtig — ich kenne ihn ja so gut — reden Sie, was ist geschehen —?“

„Sie wissen also nicht, daß sie ihn eingezogen haben?“

„Herrn Dubsky? Eingezogen? Warum?“

„So, so, Sie wissen nichts . . . Weil er in Verdacht stand, einen Flüchtling bei sich beherbergt zu haben. Er wird vor's Kriegsgericht kommen. So sind die Zeiten! . . .“

Er wollte sich entfernen.

Der Offizier war erblaßt, seine Brust hob sich mit einem langen, unendlich schweren Seufzer, sein erstes Wort, als er die nothdürftigste Fassung wiedergewonnen, war: „Und Fräulein Hedwig?“

„Die ist wirklich zu beklagen! Sie steht allein und rathlos da. Was soll sie anfangen, wenn der Vater vielleicht Jahre lang in Untersuchungshaft bleibt? Auch ist sie eine gute Tochter — liebte ihren Vater über Alles —“

Werner stand wie versteinert da.

„Entsetzlich, entsetzlich!“ stammelte er. „Doch — wir wollen das Beste hoffen. Ich muß volle Auskunft haben . . .“

Er verstummte und setzte sich nieder. Seine drei ehemaligen Gesinnungsgenossen, die Alles gehört hatten, richteten kein Wort mehr an ihn, bis sie sich entfernten und ihm kurz gute Nacht wünschten. Auch Werner verschwand kurze Zeit darauf.

Niemand hatte sonderlich einen jungen Menschen beachtet, der in einem Winkel über der Zeitung eingeschlafen schien, in Wahrheit aber alles belauscht und mit angehört hatte.

Er war einer jener Agenten der Polizei, die den Namen der Vertrauten führen . . .

---

## Drittes Kapitel.

### Worin große Entdeckungen gemacht werden.

Der Graf von Thieboldsegg war durch den entschiedenen Widerstand, welchen sein Heirathsprojekt bei seiner Tochter gefunden, höchst überrascht und dem Fürsten Kronenburg gegenüber, in nicht geringe Verlegenheit gesetzt. Weit entfernt, seiner Tochter darüber Vorwürfe zu machen, maß er als echter Diplomat der brüsken, übereilten Art der Eröffnung, zu welcher ihn die unerwartete Ankunft des fürstlichen Bräutigams gedrängt, alle Schuld zu und war fest überzeugt, daß er zuletzt den Sieg davontragen werde. Es galt nur Zeit zu gewinnen und den jungen Fürsten rasch zur Abreise zu bewegen, damit derselbe nicht durch Corneliens scharfes Benehmen zum freiwilligen Rücktritt

getrieben würde. Diesen doppelten Zweck im Auge, hatte sich der alte Diplomat sogleich entschlossen, dem Bräutigam die Sachlage ganz offen mitzutheilen, natürlich mit jener Offenheit, welche auf eine zweckmäßige Zustutzung der Thatsachen hinausläuft, wenn sich die ganze Wahrheit nicht mehr vollständig umgehen läßt. Er schilderte ihm Cornelia, als durch einen häuslichen Vorfall tief verstimmt, bemerkte aber, daß sich die Wolken augenblicklich zerstreuen dürften, wenn ihr das Glück bekannt würde, welches sich an den Besuch des Fürsten knüpfte. Es möge, fuhr er fort, befremdend erscheinen, daß er seine Tochter über eine sie so nahe berührende, unwiderrufliche Stipulation ohne die geringste Andeutung gelassen, aber er fände sein Stillschweigen nicht allein durch die zartesten Rücksichten, sondern auch durch die genaue Kenntniß des Mädchens gerechtfertigt, indem er dem Schein entfliehe, seiner Tochter eine Heirath zu oktroyiren, zumal da eine Persönlichkeit um ihre Hand werbe, welche alle Eigenschaften im reichsten Maße besitze, um ein Herz ohne väterliche Empfehlungen zu fesseln.

Der Fürst, welcher ohnehin nur einen kurzen Besuch im Vorübergehen beabsichtigt, aber doch mit offe-

nen Armen empfangen zu werden erwartet hatte, behauptete von den nämlichen Anschauungen im Vorhinein ausgegangen zu sein und seiner jetzigen kurzen Anwesenheit nur den Werth einer ersten Vorstellung beigelegt zu haben. Als er dies sagte, stieg in ihm kein mißtrauischer Gedanke auf, denn wiewohl er Corneliens bis an's Abstoßende streifende Zurückhaltung bemerkt hatte, besaß er doch ein zu starkes hochfürstliches Selbstgefühl, um aus diesen Symptomen auf ein so vollständiges Fiasko schließen zu können. Wer wirklich liebt, hat freilich einen feineren Instinkt, seine Lage zu schätzen. Die Gefühle des Fürsten gingen aber über ein allgemeines Wohlgefallen an den glänzenden äußeren Vorzügen seiner Braut nicht hinaus. Er heirathete eigentlich nur, weil es in seiner Familie, wie überhaupt in den Sphären der Aristokratie, alter Hausgebrauch war, nach Ueberschreitung des zwanzigsten Jahres eine Frau zu nehmen, um die Existenz des erhabenen Geschlechtes auf's Neue zu sichern, und dabei kam, wie in allen solchen Fällen, nur die Ebenbürtigkeit der Erwählten in Betracht, gleichwie sich die Allianz zweier Staaten auf einem gemeinsamen Interesse aufbaut und die wechselseitigen Sympathieen

nicht als nothwendiger Ausgangspunkt, sondern nur als eine der möglichen Consequenzen angesehen werden.

Gar leichten Herzens und mit einer nicht im mindesten gestörten Siegeszuversicht war der Fürst abgereist, nachdem er versprochen, demnächst, wie ursprünglich verabredet worden war, wieder zu erscheinen, um während eines längeren Aufenthalts die große Familienfrage zum Abschluß zu bringen.

Da damit Zeit gewonnen war, glaubte der Graf, daß Alles gewonnen sei. Ihm schien der Erfolg nur von einem feineren psychologischen Vorgehen abhängig. Als er daher mit Cornelia wieder zusammen war, ließ er kein Wort über die stattgefundene unglückliche Scene fallen, sondern bemühte sich, wie wenn dieselbe gar nicht vorgefallen wäre, ihr Vertrauen durch Freundlichkeit und Güte wieder herzustellen. Weit erfolgreicher aber, als schöne Worte und freundliche Scherze, schien ihm eine stille Gefälligkeit, eine stumme That, welche durch das Zufällige und Anspruchlose den Schein der Bestechung vermeiden und das von Dankgefühl leicht fortgerissene Herz seiner Tochter für die Anknüpfung neuer Unterhandlungen günstig stimmen müßte. Wie er auch das ganze Reich des Möglichen durch-



grübelte, es bot sich ihm doch kein passender Anlaß dazu. Da führte ihm Cornelia unbewußt eine Gelegenheit entgegen.

Es war am Tage, der der Begegnung mit dem Flüchtling im Kaisersaal folgte, als sie sich wieder zum ersten Mal dem Vater gegenüber allein befand. Der Graf, der sich ihre Stimmung gedrückt und niedergeschlagen gedacht, war angenehm enttäuscht, seine Tochter lebhafter als gewöhnlich zu sehen. Ihre Lebhaftigkeit war aber nicht, was man eigentlich gute Laune nennt, sie schien in den Schnellungen unterdrückter und sich befreiender Gefühle ihren Entstehungsgrund zu haben. Cornelia wußte es selbst nicht, wie ihr zu Muthe. Sie fühlte die Unordnung ihrer Gedanken, die Unruhe ihres Gemüthes und gewahrte, wohin sie blickte, keinen Ausweg aus den allseitigen Verwickelungen, aber trotz der unverändert schlimm stehenden Sachlage, war ein heiter aufgeregter Quell neuen Muthes in ihrem Inneren hervorgebrochen, welcher mit ihren Sorgen wie ein Springbrunnen mit den Glaskugeln spielte. Es war ihr plötzlich über Nacht, wie wenn ihre Seele in heimlichen Tiefen irgend ein Gegengewicht entdeckt

und emporgewunden hätte, um dem vorhandenen Drucke die Waage zu halten.

Der Graf gab der freundlichen Stimmung seiner Tochter eine wohlfeile und oberflächliche Deutung, indem er sie als die Wirkung seines liebreichen Entgegenkommens nach einem stürmischen, beide Theile entzweienden Auftritte betrachtete, während die geheimen und außerordentlichen Vorgänge, welche ihm wirklich zu Grunde lagen, seiner hochmüthigen Welt- und Menschenkenntniß spotteten. Noch weniger räthselhaft mußte ihm die Hast erscheinen, mit welcher Cornelia, sobald ein Gespräch abgewickelt war, nach dem Faden eines neuen haschte. Es war ihm klar, daß es nicht umherspringende Zerstreutheit, sondern die ängstliche Bemühung bedeutete, die Berührung eines bestimmten Gegenstandes nicht zu Stande kommen zu lassen. Als ein gleicher Nothbehelf der Unterhaltung erschien es dem Grafen, als seine Tochter endlich nach einigem Zaudern, ja Zagen sagte:

„Die arme Hedwig! Ich sehe sie noch immer vor mir, wie sie in der Kirche kniete. Ist denn das Verbrechen ihres Vaters wirklich so groß?"

„Welches besondere Interesse ergreift Dich so

plötzlich für das Mädchen?“ erwiderte der Vater. „Du hast schon gestern einmal davon gesprochen. Ich glaube nicht, daß Du schon je im Leben ein Wort mit ihr gewechselt hast.“

„Als Kinder haben wir uns gesprochen,“ sagte Cornelia, „seitdem nicht wieder. Ist aber eine ganz intime Bekanntschaft nöthig, um Jemanden zu bedauern?“

Der Graf senkte nachsinnend die Augen.

„Jemandem ein Obdach zu geben, der keines hat,“ hob die Tochter mit erhöhtem Muthe wieder an, „Jemandem Nahrung zu reichen, der keine hat, ist eine Edelthat und für zartfühlende Menschen sogar Gewissenspflicht, deren Unterlassung sich durch Reue und Vorwürfe selbst rächen würde. Der Flüchtling, der Schutzsuchende ist sogar wilden und barbarischen Völkern heilig. Die Cultur hat freilich den frommen Brauch, die milde Eingebung des Gemüths, außer Cours gesetzt. Aber das Gesetz, sollte ich meinen, müßte doch auf diesen Conflict Rücksicht nehmen und so mild als möglich richten!“

„Kind,“ rief der Graf, dem die Besprechung solch ernster Fragen an seiner Tochter etwas ganz Neues

war, mit spöttischem Lächeln, „wie versteigst Du Dich zu solchen staatsphilosophischen Gegenständen?"

„Was der Bergmüller gethan," fuhr Cornelia, von ihrem Gedankenzuge fortgerissen, mit dem größten Ernste fort, „das haben nach dem Ausspruche Rack's schon Viele vor ihm gethan und er wird auch nicht der Letzte sein. Dieses allgemeine Mitleid, diese allseitige Theilnahme verstößt zwar gegen das Gesetz, aber das Gesetz verstößt noch gröber gegen die Menschlichkeit."

„Das Gesetz thut oft Einigen wehe," erwiderte der Graf auf diese gefühlvolle Rhetorik kurz und kalt, „um dem Ganzen wohl zu thun. Was mir aber nach Deiner schlagenden Beweisführung am klarsten geworden," fügte er mit ironischer Miene hinzu, „ist Dein ungemeines Interesse für die Tochter des Bergmüllers."

„Ja," rief Cornelia lebhaft, „ich interessire mich für sie. Es ist ein so liebes Mädchen! Ich bin so ergriffen! Ich habe mir vorgenommen, die Kirche am nächsten Sonntage gar nicht zu besuchen, denn ich will und kann die Arme nicht so verzweiflungsvoll wiedersehen!"

Das Gespräch brach hier ab und wurde nicht wieder aufgenommen. Der Graf aber entfernte sich, um in Sachen des Bergmüllers nach Wien telegraphiren zu lassen. Er war plötzlich entschlossen, ein Fürwort für ihn einzulegen; einzig um Cornelia eine Freude zu machen. So mußte sich's zeigen, wie er im Stillen bereit war, jeden ihrer Wünsche zu erfüllen!

Am folgenden Tage befand sich Cornelia mit Leonie und dem Rittmeister auf einem Zimmer ihres Vaters. Es war kurz nach dem Diner, gegen vier Uhr. Ein heranziehendes Gewitter hatte den größten Theil der im Schlosse versammelten Gesellschaft unter das Dach getrieben.

Die Unterhaltung der vier Anwesenden war nicht sehr lebhaft und schlief sogar zuweilen ganz ein. Wer die Gestalten beobachtet hätte, wie sie oft stumm da saßen, während der heftige Wind an den Fenstern rüttelte und es draußen immer dunkler wurde, so dunkel, daß die blaue Spiritusflamme unter der Caffeemaschine und das Wachslicht, das für den cigarrenrauchenden Theil der Gesellschaft brannte, immer sichtbarer wurde — wer die Gestalten im kleinen Cabinet mit den düstern dunkelrothen Tapeten etwas

aufmerksamer studirt hätte, würde leicht erkannt haben, daß das Schweigen nicht durch das Ausgehen des Gesprächsstoffes, sondern in Folge starker innerer Beschäftigung veranlaßt wurde.

Der Graf war in die Politik versenkt, auf deren Gebiet, trotz aller Siege auf dem Schlachtfelde, die Schwierigkeiten wie Berge, welche geebnet werden sollten, überall hervorragten, während seine Tochter von entgegengesetzten, doch nicht minder brennenden Anliegen verzehrt wurde. Der Rittmeister Haldenried, dem seit der Begegnung mit der bezaubernden Gemahlin des alten Generals bei der Einsiedlerklause eine wilde, üppige Saat von Unruhe und Schmerzen aufgegangen war, hatte ein zu schweres Herz und die ganze Verzweiflung einer ausbrechenden Liebe, welche ohne Erwiderung bleibt und aussichtslos scheint. Er hatte die Augen meist auf die schöne Frau gerichtet und war vergeblich bemüht, die widersprechenden, proteusartigen Züge ihres Wesens in Ein Bild zusammenzufassen. An einem Tage hatte er sie lustig, ja muthwillig, von einem sich in Alles mischenden Antheil gesehen, am anderen war sie die verkörperte Gleichgültigkeit, welche sich von jeder Berührung gelangweilt

fühlte. Einmal hatte er sie kokett, nach Schmeicheleien dürstend gefunden, das nächste Mal war sie so kurz, kalt und stolz, daß sie dieselbe Galanterie, über welche sie zuvor herzlich gelacht, für eine Beleidigung gehalten hätte. Manchmal war ihre Stimmung so weich, jedes ihrer Worte so innig, jeder ihrer Blicke so sanft, und manchmal blitzten ihre satyrischen Ausfälle auf den bloßen Schein der Herausforderung hin unbarmherzig auf Freund und Feind hernieder. Vergebens rief das vom Gott der Liebe schwer verwundete Soldatenherz seine Erinnerungen an Damen, welche es kennen gelernt hatte, herbei und stellte sie in Reihe und Glied auf, um sie zu mustern und Analogieen zu finden, welche die Entzifferung dieser lebenden Hieroglyphe erleichtern sollten. Haldenried brachte es nur zur sonnenklaren Gewißheit, wie auch seine Eigenliebe blutete, daß Leonie seiner Leidenschaft nicht die geringste Wichtigkeit beilege und sich nicht einmal zu dem oberflächlichsten Vertrauen geneigt zeigte, indem sie den Schleier, der sichtbar auf ihren persönlichen Verhältnissen ruhte, eher tiefer hinabzog, als lüftete.

Dem allgemeinen Verstummen der Gesellschaft machte

das Eintreten des Herrn von Rack ein Ende. Heiter und galant, wie immer, wenn er sich außerhalb seines Amtslokals in den Gemächern der Großen befand, richtete er seine Bücklinge und verbindlichen Anreden in einem Zuge nach allen Seiten.

„Sie bringen ein schreckliches Wetter," sagte der Graf, ihm einen Stuhl anweisend, während Leonie dem Rittmeister zuflüsterte:

„Dieser Mensch ist von einer reptilienhaften Geschmeidigkeit."

„Glücklich," erwiderte Haldenried ganz sentimental, „wer wenigstens die Zielscheibe Ihres Spottes ist! An Ihrer Nichtbeachtung enden, ist der jammervollste Tod!"

„Und bei diesem Wetter," hatte von Rack erwidert, „muß ich eine mehrstündige Dienstreise in eine benachbarte Gemeinde machen, wohin nur ein holperiger, ausgefahrener Waldweg führt."

„Ist denn die Sache so wichtig?" fragte der Graf.

„So ziemlich," lautete die Antwort. „Der dortige Bürgermeister, ein ganz gescheidter und durch und durch loyaler Mann, auf den ich bis heut sehr viel gehalten, hat plötzlich gegen eine meiner Verordnungen

protestirt und dadurch das ganze Dorf in eine wahre Aufregung versetzt."

„Den Mann nennen Sie ganz gescheidt?" rief Leonie. „Sehr einfältig muß er sein, und verdient für diesen Anfall von Autonomie beim Schopf genommen zu werden. Ich wünsche, daß Sie auf dem holperigen Waldwege recht gerüttelt und wo möglich umgeworfen werden, damit Sie in dem schlimmsten Humor dort ankommen, sonst wäre zu besorgen, daß Ihre Gemüthlichkeit die Oberhand gewänne und der rebellische Bürgermeister mit einer väterlichen Ermahnung davon käme."

Alles lachte über die unerwartete, wie aus einer recht bösen Laune hervorbrechende Ironie der Frau von Greifenstein. Herr von Rack lachte am lautesten, und betrachtete die Spottworte, welche er anderswo als Amtsehrenbeleidigung aufgefaßt hätte, in diesem Kreise als liebenswürdige Schelmerei.

„Wie steht es denn mit dem Bergmüller?" fragte Cornelia, in der Absicht, Leonie anzuspornen, die Geißel noch einmal zur Hand zu nehmen.

„Wie?" rief von Rack, „Sie wissen noch nichts? Merkwürdig, daß nur böse, traurige Neuigkeiten schnelle

Verbreitung finden. Der Bergmüller ist seit gestern Abend frei."

„Frei!" rief Cornelia. „Mein Gott, gestern haben wir noch von seinem Unglück gesprochen! Wie glücklich Hedwig sein wird!"

„Wenn ich sage, der Bergmüller ist frei," erläuterte von Rack, „so bedeutet das vor der Hand nur: in Untersuchung auf freiem Fuße. Die Nachforschungen nach dem flüchtigen Aufrührer, den er beherbergt hat, dauern fort und dürften bald zu einem Resultate führen. Ich habe neue Spuren."

„Neue Spuren?" fragte Cornelia. „Welche Spuren?"

„Meine gnädige Comtesse," erwiderte Rack mit dem verbindlichsten Lächeln, „es gibt Dinge, die selbst in den Räumen dieses Schlosses nicht aufhören dürfen, für mich Amtsgeheimnisse zu sein."

„Welcher schreckliche Beruf auf Ihnen lastet!" rief Cornelia. „Menschen verfolgen, sie unglücklich machen zu müssen —"

„Doch nur, um die Gesellschaft vor Gefahren zu retten —"

„Gleichviel, ich begreife nicht, wie man Polizeimann werden kann!“

„Verehrungswürdige Comtesse,“ erwiderte Rack mit einiger Feierlichkeit, „Ihr zartes, weibliches Gemüth kann sich freilich einen solchen Beruf nicht denken, ohne von den vielen harten Seiten, die er haben mag, verletzt zu werden. Aber ebensowenig würden Sie begreifen, wie man den Stand eines Richters oder eines Arztes wählen könne. Wie sollte aber eine Wissenschaft eines fesselnden Reizes ermangeln, die wie die Polizeiwissenschaft auf Feinheit der Beobachtung und der Combination basirt ist, durch energisches Handeln, das sie oft fordert, den Thätigkeitstrieb befriedigt und im Bewußtsein, der menschlichen Gesellschaft zu dienen, ihren herrlichsten Lohn hat? Wenn es — damit ich mich eines freilich niedern und das Wesen der Polizei herabziehenden Vergleiches bediene — wenn es die Freude des Jägers ist, den Fuchs, der den Hühnerhöfen verderblich geworden, aus seinem Schlupfwinkel herauszulocken, den Wolf, der so manches zarte Lamm geholt, vor den Lauf seines Gewehrs zu bekommen, wie sollte nicht auch ein mächtiger Reiz darin liegen, die Raubthiere der Gesellschaft auszuspähen,

zu fällen oder unschädlich zu machen? Ich gestehe, daß ich schon sehr früh, schon im Knabenalter, Interesse und Theilnahme für die Männer empfunden, deren von der Welt oft mißdeuteter Beruf es ist, über die Unantastbarkeit der Principien, auf denen die Welt beruht, zu wachen."

Cornelia sagte kein Wort und der Freiherr, sich für seinen Gegenstand erwärmend, fuhr zur Gesellschaft gewendet fort:

„Ich gedenke noch oft daran, wie ein ganz geringfügiger Vorfall, der sich aber unter meinen Augen zutrug, in mir das Interesse und das Verständniß für polizeiliche Thätigkeit aufschloß. Wir lebten in Coligno, einem kleinen italienischen Städtchen, unlängst erst an Oesterreich gelangt, wo mein Vater, Hauptmann von Rack, Commandant war. Es wurden in den Gassen dieses Ortes nicht selten revolutionäre Blättchen und Traktätchen ausgestreut und man konnte, aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht auf die Spur der frechen Austheiler derselben gelangen. Da das Städtchen selbst gehörig überwacht war und das Vorhandensein der aufrührerischen Handpresse innerhalb ihrer Mauern kaum angenommen werden konnte, schien es

gewiß, daß die Ruhestörer sich außerhalb des Ortes aufhielten und diesen nur dann und wann besuchten. Es wurden nun an alle Thore erfahrene Polizisten gestellt, um jeden Hereinkommenden genau zu betrachten. Gleichwohl entdeckte man auch da durch Wochen nichts. Endlich kommt zu einem Thore ein Franziskaner herein, diesen besieht der Polizeidiener einige Augenblicke schweigend von oben bis unten, dann faßt er ihn plötzlich und ruft: Halt, Du bist ein Spitzbube, denn Du bist nicht, was Du scheinst! — Was fällt dem Herrn ein? ruft der Mönch. Ich bin ein Franziskanerbruder des benachbarten Klosters. — Nein, das bist Du nicht, erwidert der Polizeimann auf das Bestimmteste, denn Du hast — hier muß ich bei den Damen um Verzeihung bitten, ich habe mich in meine Erzählung ziemlich bedachtlos gestürzt — Du hast behaarte Beine. — Und der Sbirre hatte Recht. Er hatte in der That den Vertheiler der Plakate, ein äußerst gefährliches Haupt einer Carbonaria gefaßt. Der Verhaftnahme lag wohl nur die einfache Beobachtung zu Grunde, daß das Tragen eines härenen Gewandes das Bein jedes Haares entkleidet, doch nur ein scharfer und denkender Kopf konnte mit dieser

Schlagfertigkeit den Schatz seiner Erfahrungen verwerthen. Ich interessirte mich von diesem Augenblick an für diesen übrigens schlichten und einfachen Mann, der meiner Meinung nach unter andern Verhältnissen ein sinniger, klar denkender Naturforscher oder ein weitausblickender Arzt geworden wäre.

„Nicht unmöglich," sagte der Graf, ohne daß es schien, daß ihm Herr von Rack durch seine Erzählung besondere Theilnahme eingeflößt und wandte sich, ein Exemplar des neuerschienenen Donaureichs in der Hand, an den Rittmeister.

„A propos!" sagte er. „Eben fällt mir Etwas ein, was ich Sie längst zu fragen beabsichtigt hatte. Sind Sie mit dem früheren Besitzer des Donaureiches, Herrn Haldenried, irgendwie verwandt?"

„Ich bin sein Neffe, Excellenz," erwiderte der Rittmeister.

„Dieser alte Herr," sagte der Graf, „soll kinderlos sein."

„Er ist ein Junggeselle," versetzte der Rittmeister, „und hat außer mir und meinem älteren Bruder, die wir die einzigen Söhne seines verstorbenen Bruders sind, weder nahe, noch entfernte Verwandte."

„Da gratulire ich Ihnen," rief der Graf. „Der Onkel ist ein Millionär und über kurz oder lang wird eine bedeutende Erbschaft nicht ausbleiben. Ich höre, daß Herr Haldenried sehr kränklich ist — gelähmt —"

„Er hat ein schweres Gichtleiden," erläuterte der Rittmeister.

„Ich kenne ihn auch," ließ sich von Rack vernehmen. „In letzter Zeit kommt er kaum auf Krücken mehr fort, dessen ungeachtet ist er ein sehr rühriger Demokrat. Bei Ihren politischen Ansichten, welche durch die Uniform und die zwei Ehrenzeichen an Ihrer Brust dokumentirt sind, gehört wohl eine meisterhafte Geschicklichkeit im Laviren dazu, mit Ihrem excentrischen Herrn Onkel nicht in folgenschwere Konflikte zu gerathen, Herr Rittmeister!" Er erhob vielsagend den Zeigefinger, indem er mit beiden Augen pfiffig zwickerte.

„Ich glaube Sie zu verstehen, Herr von Rack!" erwiderte Haldenried mit finster zusammengezogenen Brauen und in einem an Schärfe immer zunehmendem Tone. „Zwischen der politischen Weltanschauung meines Onkels und der eines Kämpfers für das neue Oesterreich, welche die meinige ist, liegt ein Abgrund.

Die Fahne, die ich, als der Staat in seinen Grundvesten gezittert, hoch emporgehalten, rolle ich nicht, wenn ich meinen Onkel besuche, zusammen, und lasse sie auch nicht vor der Thüre stehen, damit mir nicht ein erbärmlicher Geldsack vielleicht verloren gehe... Die Zeiten wollen Opfer. Die Rebellen haben große gebracht, könnte unsere Partei zurückbleiben, ohne daß ihr Enthusiasmus in Gefahr geriethe, für eine Lüge und eine gemeine Spekulation auf den Sieg angesehen zu werden? Die Ueberzeugung, die ich vor dem Kaiser aussprach, überreiche ich nicht meinem Onkel in einer veränderten Extra-Ausgabe. Was ich hier in diesem Gemache bin, bin ich überall. Mein Onkel wird es bestätigen, denn er hat mir sein Haus verboten und ich bin so gut wie enterbt."

„Bravo!" rief der Graf laut klatschend und schüttelte dem edlen Soldaten beide Hände, während sich in den Blicken der beiden Damen der Eindruck so seltener und hoher Uneigennützigkeit spiegelte.

Nur Herr von Rack stand, vor Verlegenheit wie überbrüht, da und hätte gern ein Dutzend Gensd'armen ausgeschickt, wenn das ihm entschlüpfte Wort wieder einzufangen gewesen wäre.

„Ihr Hochsinn ist zu bewundern,“ richtete Leonie an den Rittmeister das Wort, „aber er hat sich im Ziele vollständig geirrt. Sie haben in einem schönen Glauben, jedoch wie ein Naturmensch gehandelt und Ihr Kostbarstes dem blinden Ocean geopfert. Sie haben nichts behalten und die Wellen sind nicht reicher geworden.“

„So spricht die Frau eines Generals?“ rief der Rittmeister erstaunt, obwohl von der treffenden Wahrheit der Worte berührt.

„Möglich, daß ich als Frau, als Weib rede,“ entgegnete Leonie, „und über den engen Horizont der Familie und meiner Lieben hinaus die Nothwendigkeit eines Opfers nicht empfinde, allein ich läugne das. Der heutige Staat ist wie das Meer, in welches die Menschen zur Zeit des Sturmes nur so viel Ladung hinein werfen, als nöthig ist, daß es sie trage. Noch nie hat ein Schiffer eine Waare über Bord gestoßen, um den tobenden Wogen sein Wohlwollen zu bezeugen, und wenn er gewußt hätte, daß sein Schiff dennoch sinken werde, so hätte er sich auch diese Mühe erspart. Freilich wenn es einen Staat gäbe, welcher durch die allgemeine Concurrenz patriotischer Opfer existirte und

dieselben mit edler Gegenseitigkeit wieder zurückströmte, da wäre jede Selbstentäußerung erklärlich — aber ein solcher Staat ist eine Fiktion."

Herr von Rack wollte, um seine Scharte auszuwetzen, eben protestiren und eine glühende Theorie und Rechtfertigung des Opfers vom Stapel lassen, als Leonie ihm das Wort wieder abschnitt.

„Es tröstet mich," sagte sie in einem mit dem vorhergehenden Ernst fast frivol contrastirenden Tone, „daß Sie einen älteren Bruder besitzen, welchem die Früchte Ihrer Entsagung in den Schooß fallen."

„O mein Bruder!" rief Haldenried, während ihm die Erinnerung wehmüthig aus den Augen blickte. „Der braucht irdische Schätze nicht mehr. Ein Grabmonument, ein prächtiges Mausoleum könnte der reiche Onkel allein noch seinem Lieblinge errichten, wenn die Stätte, wo dessen Gebeine ruhen, bekannt wäre! Wir haben uns geliebt, wie sich zwei Brüder nur lieben können. In einem Graben auf einer Haide wird er irgendwo verscharrt liegen, oder — mir graut, es zu denken — auf einem Richtplatze!" Er wandte, ein Gegenstand der Theilnahme, das Gesicht ab.

„Ich ahne," rief der Graf, — „der Unglückliche —"

„Ja, der Unglückliche!" rief Haldenried. „Ich stand vor zwei Jahren in Italien; mein Bruder Bruno, der kurz vorher seine Studien vollendet hatte, befand sich auf der Herrschaft unseres Onkels in Ungarn, als die Fluthen der Bewegung über dieses Land dahingingen. Das war sein Unglück. Er stürzte sich voll schwärmerischen Freiheitssinns in den Strom hinein. Die Nachrichten über ihn sind dürftig und arm an Details, allein bestimmt genug. Ein gemeiner Soldat, der ihn wohl gekannt, hat ihn nach der Wiedereroberung von Siebenbürgen als Gefangenen in den Kerker eskortirt. Von dort ist er entsprungen, wurde aber eingeholt und soll auf der Flucht auf freiem Felde erschossen worden sein. Diese Aussage wird von einem Offizier bestätigt, nur mit der Abweichung, daß Bruno, auf der Flucht leicht verwundet, aber eingebracht und vom Kriegsgericht zum Tode verurtheilt worden. Wie dem sei, unter den Lebenden ist er nicht mehr!"

In diesem Augenblicke hatte der Wind, der sich zum Sturme erhoben, mit einem plötzlichen Stoße einen Gegenstand vom Schloßdache gerissen und unter großem Gekrache in den Hof hinabgeworfen.

Alle eilten an's Fenster, Cornelia aber flog zur Thür hinaus.

Einer der riesigen Schornsteine auf dem alten Schlosse war herabgestürzt und hatte eine Platte von Eisenblech mit herabgerissen.

Cornelia hatte soeben nicht ohne Besorgniß für den heimlichen Bewohner erfahren, was geschehen war, als Frau Hassenfeld mit einem seltsamen Lächeln herbeikam.

„Eben," flüsterte sie, „habe ich einen Brief erhalten."

„Von wem?"

„Sie fragen! Von unserem Flüchtling."

„Welches Inhalts?"

„Wenn Sie nicht zu lachen versprechen, zeige ich ihn Ihnen," erwiderte die Gesellschafterin. „Er ist im Interesse der Verwalterstochter, unserer guten Bekannten, Fräulein Anna, geschrieben. Die ist für Lebenszeit versorgt. Sie kriegt eine reiche Aussteuer und kann heirathen wen sie mag!"

„Her mit den Brief!" rief Cornelia lachend, indem sie Frau Hassenfeld um den Hals fiel und flog

mit dem Blatte auf ihr Zimmer. Dort angekommen las sie Folgendes:

„Edle Frau! Indem ich Ihnen schreibe, umgehe ich die Gefahren, welcher unsere heimlichen Zusammenkünfte ausgesetzt sind, und zugleich die Klippen, an welchen feines weibliches Gefühl anstoßen und meine Absichten zerschellen könnte. Als wir jüngst in dem alten Rittersaal so wunderbar zusammentrafen, glaube ich die Entdeckung gemacht zu haben, daß der schönste aller Schutzengel keinen reinen Herzensbund geschlossen, sondern sich dem Willen des Vaters oder dem leidigen Zwange der Verhältnisse unterworfen habe. Seit ich in meiner stillen Klause über die unscheinbaren, aber dem durchdringenden Auge des Instinkts bedeutsamen Anzeichen nachgedacht, bin ich auf die ganze Höhe dieser Ueberzeugung gelangt. Ist es ein Wahn, den ich gern nähre, weil er meinem Herzen so süß ist? Doch ich schreibe nicht, um es zu erfahren und wie ein Eindringling am Vorhange von Privatgeheimnissen zu zerren! Wenn Sie aber nach Lesung dieser Zeilen ausrufen: Der hat rasch und tief geschaut! dann werden Sie gewiß ein Schicksal, das solche Schönheit und solche Himmelsgüte trifft,

schon längst beklagt haben — um so mehr, da Sie es nicht abzuwenden vermochten. Indem ich schreibe, wünsche ich gleichsam in der Ferne und unsichtbar, Ihr Mitleid von dem peinlichen Schauspiele, das Unvermeidliche geschehen zu lassen, zu erlösen und ihm den Impuls zum heilsamen Widerstande zu geben.

Meine Tage, ja vielleicht meine Stunden in diesem Schlosse sind gezählt. Ehe ich scheide, werde ich einen bereits geschriebenen Brief zurücklassen, welcher, wie Sie begreifen, ohne die größten Gefahren nicht vor meiner Abreise der Post anvertraut werden kann. Dieser Brief räumt einem Manne, der mich unter den Lebenden nicht mehr sucht, den schwersten Kummer, der auf seinen alten Tagen ruht, hinweg und bezeichnet ihm die zwei edlen Namen, denen er meine große Schuld abzutragen haben wird. Kein Unglück hat sich ihm je vergebens genaht, denn er besitzt die Mittel der Mächtigen und hat noch ein warmes Menschenherz vor ihnen voraus.

Ich fürchte, daß Sie meinem Dankgefühle stolz ausweichen werden; es wäre ein falscher Stolz. Ich aber werde, wie es auch kommt, dieses gastliche Dach nicht mehr wie ein gewöhnlicher Bettler verlassen

müssen, welcher seine Wohlthäter nur an den Himmel verweist. B. Haldenried."

Cornelia, deren Blick instinktiv zuerst auf die Unterschrift geflogen, drängte das höchste Erstaunen zurück, bis sie mit dem hochspannenden Inhalt des Schreibens zu Ende gekommen. Eine wunderähnliche Ueberraschung, eine muthige, ja freudige Aufregung durchzuckte alle ihre Glieder, vom Scheitel bis zur Zehe. Der Unbekannte, den sie gerettet, war Bruno, der todtgeglaubte Bruder des Rittmeisters, derselbe, von welchem kurz zuvor gesprochen worden war. Das bekundete die Unterschrift, der Anfangsbuchstabe des Vornamens, der ganze ihr schmeichelnde Inhalt des Briefes, der mit den eben vernommenen Angaben des Rittmeisters über seine Familie ganz scharf zusammen stimmte.

Keiner Ueberlegung fähig, eilte Cornelia, den Brief unterwegs rasch verbergend, nach dem Kabinet ihres Vaters zurück. Als sie dem Rittmeister wieder gegenüberstand, konnte sie ihrer Bewegung kaum Herrin werden. Seine Züge hatten mit jenen des Flüchtlings, wie verschieden sie auch waren, den reinsten Stempel der Familienähnlichkeit und sie mußte die-

selben mit einem ihr bis dahin fremden Interesse immer und immer wieder anblicken, ohne daß sie für den Gegenstand der lebhaft geführten Unterhaltung ein Ohr hatte. Plötzlich mußte sie unwillkürlich vernehmen, um was es sich handelte, allein sie glaubte schrecklich zu träumen, als sie es vernahm ....

Der herabgestürzte Schornstein hatte nämlich inzwischen das Gespräch auf das alte Schloß und dessen Einrichtung geführt. In Folge der Beschreibung des Grafen war der Wunsch rege geworden, die alterthümlichen Sehenswürdigkeiten, die man nicht geahnt, in Augenschein zu nehmen.

„Ich werde glücklich sein, die Herrschaften begleiten zu dürfen," rief von Rack, den Hut nehmend, während sich der Graf, der Rittmeister und Leonie zum Hinaufgehen anschickten. „Besonders freue ich mich, in treuer Abbildung die erhabenen Gesichtszüge des großen Monarchen zu sehen, welcher in seiner Weisheit schon vor hundert Jahren durch die pragmatische Sanktion gewissermaßen die Formeln der Naturgesetze gefunden, nach welchen unser herrlicher Kaiserstaat einzig und allein existiren kann."

Sie verließen das Zimmer in der Meinung, daß

ihnen Cornelia, deren Bewegung unbemerkt geblieben war, folge, allein diese stand vom Schrecken versteinert da.

„Gibt es denn gar keine Ahnungen," stürmte es in ihr ungestüm auf, „daß der Bruder hinaufgeht, den Bruder zu verderben? Das kann nur schrecklich enden! Leonie, der Vater — das ginge noch Alles, aber Rack ist dabei — Rack — ich kann Nichts thun!"

Die Erinnerung an den Letzteren brach ihren Muth vollends. Sie lehnte sich an die Fensterbrüstung, die Hände rathlos zusammenlegend.

Aber große Gemüthsbewegungen reißen die Schranken gemessener Anstandsgebote ein und werfen alle Bedenken des Standes und Geschlechtes über den Haufen. Corneliens Bestürzung war kurz. Angstbeflügelt schoß sie zur Thür hinaus, holte den Schlüssel zur Wendeltreppe und flog hinauf. Athemlos und sprachberaubt stand sie auf der Schwelle der aufgerissenen Thür dem Flüchtling gegenüber, welcher von den eiligen Tritten allarmirt, wie reisefertig, einen Besuch erwartet hatte. Seine besorgt zusammengezogenen Mienen hellten sich bei dem Anblicke sogleich auf, während er mit fester, ja freudig erhobener Stimme ausrief:

„Welche Gefahr umschwebt mich, daß mir mein guter Genius abermals naht?"

„Fort, schnell fort!" sprach Cornelia, einen Schritt vorwärts thuend, und ein Wort nach dem anderen hervorjagend. „Sie sind entdeckt! Der Vater, der Bruder —" sie konnte weiter Nichts zum Verständniß Beitragendes vorbringen, denn schon wurde das Geräusch der von der großen Steintreppe Kommenden vernehmbar.

Bruno stürzte durch die zum Kaisersaal führende Thür hinaus.

Kaum war er verschwunden, als Cornelien die Unvollständigkeit ihrer Warnung einfiel und ihr der schreckliche Gedanke kam, daß der junge Mann in das Versteck hinter dem Kaiserbilde, welches heut das unsicherste war, geschlüpft sein könne. Es gab ihr einen Schlag auf das Herz. Es gibt aber Schläge, welche zermalmen, und Schläge, welche kräftigen und stählen.

Mit einer Allem entgegengehenden Entschlossenheit eilte Cornelia in den Kaisersaal. Kurz vor ihrem Eintritt in demselben, fast gleichzeitig waren die so ungelegenen Besucher dort angekommen. Sie stellte

sich auf eine dunklere Stelle an den Vorsprung einer Säule, gerade dem Kaiserbilde gegenüber.

„Dahinter steckt er jetzt!“ sagte sie zu sich. „Er hat Zeit gehabt, sein Versteck zu erreichen.“

Ihre Festigkeit wechselte mit einer fieberischen Unruhe.

Inzwischen beschrieb Herr von Rack bereits große Kreise um das Kaiserbild und versenkte sich mit Hülfe eines Augenglases in die Betrachtung desselben mit allen Attituden eines enthusiastischen Kunstliebhabers. Aber Cornelien kam er unwillkürlich nur wie ein Häscher vor, welcher sein Opfer umstellt und umkreist.

„Herrlich, herrlich!“ rief er emphatisch. „Welche Majestät und welche Milde zugleich! Welcher Regentenernst in jeder Stirnfalte! Aber,“ fügte er, sein Augenglas absetzend, im gewöhnlichen Tone hinzu, „die Beleuchtung ist unglücklich, abscheulich!“

„Kann keiner der Herren,“ erwiderte Leonie, zum Grafen und zum Rittmeister gewendet, muthwillig, „für Herrn von Rack die Sonne aus den trüben Wolken hervorlocken?“

„Einer so schönen Zauberin, wie Sie,“ versetzte

von Rack galant, „wäre es eher möglich, aber ich wage es nicht, Sie zu bemühen, da es noch einen Ausweg giebt. Wenn der Herr Rittmeister so gefällig wäre, mir beizustehen, könnten wir das Bild leicht herunternehmen und vor das große Fenster stellen.“

„O, dieser Dämon!“ dachte Cornelia zusammenzuckend, während der Rittmeister seine Bereitwilligkeit erklärte und schon mit Herrn von Rack an das Bild trat.

„O pfui!“ rief Leonie abmahnend. „Sie werden alle Spinngewebe und einen Regen von Staub aufstören!“

Cornelia hatte keinen Laut in der Kehle, um sich dem Protest anzuschließen.

„Wenn es ihn rettet,“ gelobte sie angstgefoltert im Stillen, „werde ich Kronenburg heirathen!“

Das Bild wurde gerückt und gehoben. Cornelia stieß einen schneidenden Angstschrei aus, auf welchen der Vater und Leonie, fragend, was es gebe, herbeisprangen. In diesem Augenblicke war aber auch das Bild herabgenommen; die dahinter befindliche Nische, die zugleich zum Vorschein gekommen, war leer.

Cornelia athmete hoch auf und es war ihr leicht, dem Angstschrei eine heitere Bedeutung zu geben.

Das Vorhandensein der Nische zog das Gespräch auf sich, besonders Herrn von Rack's Aufmerksamkeit war dadurch im hohen Grade in Anspruch genommen. Er hatte sich jedoch mit den Uebrigen nicht begnügt, über die Bestimmung der Nische Vermuthungen aufzustellen, sondern ein so seltsamer Alterthumsfreund, dem die gründlichsten Untersuchungen zum Handwerk geworden, mußte sogar das Innere der Vertiefung scharf und genau besichtigen.

„Was ist das?" rief er plötzlich, sehr allarmirt, indem er den Boden der Nische mit bewaffnetem Auge zu durchbohren suchte, „welche eigenthümliche Spuren! Warum ist der Staub von der linken Seite bis in die Mitte aufgewühlt — ja, stellenweise wie zusammengescharrt? Treten Sie näher, meine Herrschaften, es ist ein merkwürdiges Schauspiel und des Nachdenkens werth . . . ."

Die Gesellschaft war zwar auf den Aufruf näher getreten, fertigte aber die Erscheinung aus Mangel an Fachinteresse mit nichtssagenden Bemerkungen ab.

„Ich muß der Sache auf den Grund kommen,"

sprach Herr von Rack, „es ist gar zu räthselhaft. Doch hier, sehen Sie diese gewundene Linie!“ rief er mit einer wahren Exaltation aus. „Ist es nicht der klarste Abdruck eines menschlichen Fußes?“

Die Zuhörer fanden sogar diese, in so wichtigem Tone vorgetragene Entdeckung lächerlich, nur Cornelia mußte über das glänzende Witterungsvermögen des Bezirkshauptmanns zusammenschauern.

Mit innerem Sträuben mußte von Rack unter dem Beistande des Rittmeisters seinen Fund mit dem Bilde wieder zudecken, ohne die flache Eile der ihn Begleitenden zu begreifen, mit welcher sie schon die Sehenswürdigkeiten der andern Gemächer zu betrachten wünschten.

Cornelia, von einer anscheinlich unmittelbar drohenden Gefahr zwar befreit, hatte doch noch Grund zu den größten Besorgnissen. War auch der Flüchtling zu seinem größten Glück nicht in der Nische gewesen, so mußte er sich doch innerhalb des Bezirkes, welcher durchschritten wurde, irgendwo befinden. Jetzt fiel ihr auch ein, daß sich etwas Besseres thun ließe, als in qualvoller Passivität dem Ausgange entgegen zu harren. Unter Trällern ihre Unruhe verbergend,

nahm sie Leonie am Arm und eilte den Herren stets weit voran, um dem Flüchtling die Route und die Aufenthaltszeit zu bestimmen. Wo eine Stelle oder nur ein Gegenstand war, der verdächtig genug schien, ein Versteck zu bieten, wußte sie auszuweichen oder vorüberzueilen und mit Leonie's unbewußter Hülfe die Blicke abzulenken. Auf diese Weise war auch das Kabinet, das Bruno Haldenried so lange verborgen, unbesucht geblieben. Letzteres war ihr eine Hauptsache, denn es war zu wahrscheinlich, daß sich in einem seit fünfzig Jahren unbewohnten Gemache Spuren frischen Aufenthalts gefunden hätten, welche auch einem weniger in die tiefsten Tiefen der Dinge hineinschnüffelnden Forschergeiste als Herr von Rack, Bedenken erregt haben würden. Und gesetzt, daß gar kein äußerer Anhaltspunkt zum Verdachte vorhanden gewesen wäre, so ließ sich wohl annehmen, daß der Bezirkshauptmann in einem Zimmer, das einem steckbrieflich Verfolgten zum heimlichen Aufenthalt diente, plötzlich von einer odisch-magnetischen Unruhe ergriffen worden wäre und den ganzen Knäuel von Uebertretungen der Fremdenpolizei an's Licht gewunden hätte.

Die große, spannende Aufregung drohte schon Cor-

nelia's Brust zu sprengen, als endlich die Gesellschaft nach Besichtigung der Sehenswürdigkeiten die breite Steintreppe wieder hinabstieg, ohne daß der Besuch den gefürchteten Ausgang genommen. Eine natürliche Neugierde hielt die junge Gräfin zurück, unmittelbar zu folgen. Unter dem Vorwande, die Thür zu schließen, blieb sie zurück und blickte den tiefen, klosterartigen Bogengang hinab. Auf's Neue wurde sie von ihrer erregten Phantasie gepeinigt, daß der Flüchtling einen vermessenen Sprung durch eines der Thurmfenster gemacht, sich vielleicht beschädigt oder überhaupt einen unvorsichtigen Fluchtversuch gewagt habe.

Da machte sich ein Geräusch bemerkbar, hinter ihr flüsterte es: Anna! — der Name der fingirten Verwalterstochter — und der Vermißte stand vor ihr.

„Gottlob!" rief Cornelia freudig erschreckt, „die Gefahr ist vorübergegangen! Welche Qualen!"

„Sie dauern mich, himmlisches Mädchen," erwiderte er, „doch von meinen Qualen kann man nicht reden, da es bestimmt scheint, daß ein Sturm kommen muß, damit Sie mir erscheinen! Mein Kopf steht auf dem Spiele, aber kommen Sie doch bald wieder mit ihrem unvermeidlichen Gefolge von Schrecken und

Gefahren, kommen Sie wieder, prachtvoller Komet, der verzagten Gemüthern alles Unheil ankündigt und doch niemals wirklich bringt! Als ich Sie heute gesehen, war mir kaum, wie wenn ein unerbittlicher Feind mit ausgestreckten Krallen mir nahte und mich verfolgte, mir war wie bei einem Versteckensspiel, bei welchem mir lachende Kinder nachspringen. Ein Zauber ist schon, als ich Sie das erste Mal erblickt, in meine Brust hinübergeströmt, mein Herz, von endloser Vorsicht matt und träge geworden, wirft wieder kühne Wellen, welche mich wie einen Delphin über den Abgrund meiner Lage dahintragen! Es ist Nichts, wie es gewesen, Alles ist auf den Kopf gestellt! Wie gefeit und unsichtbar, verspotte ich meine Verfolger und ihre Nachstellungen, und ich fürchte die Freiheit, weil sie mich von Ihnen für immer entfernt! Sie haben früher von Qualen gesprochen, da sehen Sie, auf welcher unerwarteten Stelle sie liegen! Anna!" er ergriff ihre Hand, die zitternd in der seinigen ruhte, indem er mit gleicher Exaltation, aber mit oft schmerzgebrochener Stimme fortfuhr, „es muß der Schrei meines Herzens ausgestoßen werden, es ist ein Schrei, der mit dem Verschwindenden zugleich verhallt, der

Schrei aus tiefster Seele, daß ich Sie unendlich liebe! Dieses Hochgefühl schenkt meinem Leben, das hoffnungsöde und seiner Ideale beraubt war, einen neuen Anker, und ich begreife erst jetzt recht, warum ich gerettet sein möchte, während meine gefangenen Mitkämpfer aus der Welt, die auf lange hinaus einem bösen Geiste verfallen ist, hinauseilen und unter Henkershand mit begeisterten Hochrufen sterben! Mein Leben, das mich nach der Niederlage anwiderte und das ich nur zu erhalten bestrebt war, weil ich diese Beute dem Feinde mißgönnte, ist mir wieder süß und theuer und so kostbar, daß ich es nur Ihnen — Ihnen allein aufopfern könnte!"

Im höchsten Taumel preßte er die reizende Gestalt der Gräfin an sich. Diese suchte sich seinen Armen zu entwinden, aber die Bewegung, welche ihr Herz schon längst vergebens bekämpft hatte, brach den Rest ihres jungfräulichen Widerstandes. In süßer Betäubung sank der Kopf seitwärts zurück und bald glühte Mund am Munde.

„Cornelia!" rief es von der Steintreppe unten. Es war Leonie's Stimme.

Die Gerufene riß sich los, schlug in größter Verwirrung die Thür zu und eilte hinab.

Der Zurückbleibende hatte und konnte keine Ahnung haben, daß die Namen Cornelia und Anna eine und dieselbe Person bezeichneten.

---

## Viertes Kapitel.

### Alte Liebe rostet nicht.

Philipp Stropp hatte seit Dubsky's Freilassung in der Bergmühle ununterbrochen an Terrain gewonnen. Die Hindernisse, die ihn kurz zuvor mit Verzweiflung erfüllt, ebneten sich von Tag zu Tag ohne sein Zuthun, und er glaubte schon die Zeit vor sich zu sehen, wo er sein Ziel mit beiden Händen erfassen werde. Bei dieser glücklichen Strömung der Dinge fing sich sein zerrüttetes, oft wild aufschäumendes Gemüth, das seiner haltlosen, gefährlichen Lage ganz entsprach, langsam zu beruhigen an und er durfte nach einem langen Zwischenraume sagen, daß sich bei ihm eine heitere Stunde wieder einstelle. Unter diesem Stimmungswechsel hatte sich auch der nackte Egoismus, der ihn in die Bergmühle geführt, mit einer mehr

gemüthlichen Decke überzogen und ein gewisses Interesse an der einfachen, aber lieben Persönlichkeit Hedwigs war in den Vordergrund getreten, wo ehedem nur die Spekulation in ihrer abscheulichsten Gestalt stand. Ohne freilich die Frage des Vortheils aus den Augen zu lassen, redete sich der junge Mensch plötzlich ein, daß er das Mädchen liebe, und nahm sich das Wort ab, daß er an dessen Seite einen besseren Lebenswandel beginnen werde. Diesem Vorsatze lag ein Körnchen Wahrheit und sogar einer instinktiven Selbsterkenntniß zu Grunde. Stropp war nämlich einer der Menschen, deren heftige, wilde Triebe nach Genuß streben und Willen und Verstand schließlich immer in's Schlepptau nehmen. Sie haben keine Moral und keine Schranke, als die Unmöglichkeit und die Unfähigkeit. Versuchungen werden ihnen jeder Zeit gefährlich, selbst wenn sie ihnen anfangs Furcht einflößen, denn der Kitzel siegt am Ende immer über die Angst. Wenn günstige Umstände Alles nach ihren Wünschen gestalten, denken sie kaum an etwas Arges und kommen als ziemlich brave Leute durch's Leben, aber in Kampf und Noth arten sie aus, verrennen sich immer tiefer und kommen bei der Verzweiflung

an, welche sie aber niemals ernstlich gegen sich selbst kehren, sondern gegen Andere, die ihnen eben in den Wurf fallen.

Insofern also Stropp fühlte, daß ihn seine desperate Lage jedem Abgrunde entgegentreiben müsse, hatte er Recht zu glauben, daß er als Hedwigs Gatte, wenn der bisherige Druck seiner Lage zu wirken aufgehört habe, ein besserer Mensch werden könne. Aber sein wüstes Leben hatte ihn bereits um jede bessere Empfindung gebracht und Lüge und Trug waren mit seinem ganzen Wesen verbrüdert, was in so jugendlichem Alter ein Symptom äußerster Verderbtheit war. Statt daß es ihm zur Einkehr und zum Durchbruch eines anderen Selbst gekommen wäre, war die neueste Veränderung in seinem Gemüthe nur der Humor über den vorschreitenden Gang seiner Pläne mit der Aussicht auf Zerreißung der alten Schuldbücher und auf Eröffnung einer von Neuem laufenden Rechnung.

Einen Anderen hätte an seiner Stelle die stürmische Eile, mit welcher der auswanderungslustige Bergmüller sein Besitzthum verkaufen wollte, in die größte Verlegenheit gestürzt. Stropp wurde dadurch nicht erschreckt, sein an Kniffen reicher Kopf zeigte

ihm allerhand Auswege, um Zeit zu gewinnen, welche er bei Hedwig indessen auf's Erfolgreichste zu benutzen hoffte. Wenn einmal die Verlobung eine feststehende Thatsache geworden, dann war er sicher, daß ihm sein Bruder, wie er versprochen, mit einer Geldsumme unter die Arme greifen werde.

Als er eines Abends in die Bergmühle gekommen, fand er Hedwig im Garten. Sie war damit beschäftigt, das für den nächsten Mittagstisch erforderliche Gemüse einzusammeln.

Mit einem Gruße, der sehr freundlich erwidert worden, hatte er sich auf die Bank ihr gegenüber gesetzt.

„Ich habe Nachrichten von meinem Bruder," sagte er. „Ich habe ihm den Plan der Mühle und aller Grundstücke im Auszuge zugesendet. Er gratulirt mir zu dem vortheilhaften Kauf und schreibt, daß es nicht unmöglich sei, daß er am nächsten Sonntage hier eintreffen werde." Er seufzte.

„Was bedeutet der Seufzer?" fragte Hedwig.

„Ihnen, scheint mir, entgeht nichts," erwiderte Stropp. „Ich weiß selbst nicht, wie mir der Seufzer entschlüpft ist, aber er kam nicht ohne guten Grund aus meiner verschlossenen Brust."





„Da Sie eben von der Ankunft Ihres Bruders sprechen?“ fragte Hedwig verwundert.

„Gerade da,“ gab Stropp zur Antwort, „doch besser, wir schweigen darüber!“

„Stehen Sie denn nicht gut zu einander?“ fragte das Mädchen.

„Vortrefflich,“ erwiderte Stropp, „aber mit älteren Brüdern ist es eine eigene Sache. Sie wollen immer die jüngeren ein wenig regieren, und sich sogar Vormundschaftsrechte herausnehmen.“

„Aus eigener Erfahrung kann ich nicht sprechen,“ antwortete Hedwig, „da ich das einzige Kind bin. Doch scheint mir, daß der Aeltere Gehör verdient, weil er mehr Erfahrung besitzt.“

„Gewiß,“ sagte Stropp, „der Aeltere hat aber zu oft vergessen, wie er gedacht und — gefühlt, als er noch jünger gewesen.“

Hedwig sah ihn mit forschenden Blicken an.

„Ja, schöne Hedwig,“ sagte Stropp mit einem neuen Seufzer, „so kommt es vor, daß man Jemanden mit der besten Absicht recht unglücklich macht!“

„Wären Sie denn das?“ fragte Hedwig.

Stropp schwieg und scharrte mit dem Stöckchen im Beete.

„Das war eine recht alberne Frage von mir!“ rief Hedwig, indem sie wieder fleißig zu ihrer Arbeit griff. „Auf dem Gesicht ist selten geschrieben, was im Herzen verschlossen ist.“

Sie hauchte die letzten Worte hervor, daß diese auch wie von Seufzern getragen waren.

„Sie haben Recht,“ erwiderte Stropp, „da trügt der Schein am meisten. Mir dagegen ist es trotz Ihrer freundlichen Mienen und Ihrer leuchtenden Augen nicht entgangen, daß Sie irgend ein kleines Leid im Innern haben.“

„Ich?“ rief Hedwig, rasch über und über erröthend.

„Ja!“ sprach Stropp, sie mit scharfen Augen messend.

„Ich will es nicht geradezu leugnen,“ erwiderte Hedwig, „aber ich glaube, daß die schlimmste Zeit vorüber ist.“

Diese Erklärung machte auf Stropp den erfreulichsten Eindruck.

„Auch mein Leid wird vorübergehen,“ sagte er,

„ja, es ist schon halb und halb vorübergegangen. Wir werden nicht gesund, wenn wir immer auf Das, was uns quält, sehen und nicht die Blicke dahin wenden, wo es ein neues Leben für uns gibt! So lange ich, zum Beispiel, in der Stadt war, in gewissen Verhältnissen steckte, einen gewissen kleinen Kreis von Menschen täglich um mich sah, glaubte ich, daß ich nimmer und nimmer hinaus könne, hielt mich für gebunden und wie meiner freien Bestimmung beraubt. Seit ich aber den Ort gewechselt habe und von neuen Gegenständen umgeben bin, sehe ich auch mit anderen Augen. Doch warum thue ich so geheimnißvoll vor Ihnen, Hedwig? Ist doch Alles in Wien stadtbekannt, was ich zu sagen habe! Sag' ich es Ihnen nicht, so erzählt es Ihnen ein Anderer, kurz, die Sache ist die: daß ich seit Monaten von meinem Bruder zu einer Heirath gezwungen werde!"

„Oh weh!" sagte Hedwig im leise klagenden Tone. „Heirathen müssen ist eben so schlimm, als sich nicht kriegen!"

„Weit schlimmer!" fuhr Stropp fort. „Wenn ich aber auch mit meinem Bruder ganz und gar zerfallen sollte, ich füge mich nicht!"

„Ist denn das Mädchen so wenig passend für Sie?" fragte Hedwig neugierig.

„Das will ich nicht sagen," fuhr Stropp mit großer Sicherheit fort. „Es ist ein schönes Kind, jung, achtzehn Jahre alt, von anständiger Familie; ihr Hauptvorzug in den Augen meines Bruders ist aber der, daß sie sehr reich ist und eine große Fabrik besitzt, durch welche ich als ihr Mann gleich ohne alle Wagnisse an die Spitze eines sehr rentablen Geschäftes käme."

„Aber Herr Stropp!" rief Hedwig verwundert. „Was verlangen Sie dann, wenn Ihnen ein solches Mädchen nicht recht ist?"

„Sie können fragen?" erwiderte Stropp. „Liebe muß da sein, sonst zieh ich es vor, mich lebenslänglich in einer dumpfigen Schreibstube zu plagen!"

„Sollten aber so viel gute Eigenschaften," wendete Hedwig ein, „nicht Liebe erwecken?"

„Liebe ist ein gar störrisches Ding," sagte Stropp. „Sie läßt sich nicht hinkutschiren, wo man sie eben hin haben will."

„Das ist wahr," lispelte Hedwig wie überwiesen, während sich ihr Blick in ihr eigenes Innere senkte.

„Darum hauptsächlich kauf ich die Mühle,“ sprach Stropp. „Ich will meinem Bruder zeigen, daß ich mir ein gutes Geschäft begründen kann, ohne daß ich's nöthig habe, mein Herzensglück zu opfern.“

Hedwig sah den Stadtherrn, der so vortreffliche Grundsätze hatte, mit einigem Interesse an, ehe sie an ihn die Frage richtete:

„Sie haben gewiß schon eine Bekanntschaft?“

„Wenn ich die hätte,“ gab Stropp mit erkünstelter Aufwallung zur Antwort, „da sollte mein Bruder noch übler ankommen, mir solche Vorschläge zu machen! Mein Herz ist frei, wenn ich gewisse Träume nicht zähle, welche mich seit einiger Zeit im Wachen und Schlafen verfolgen —“

Er warf auf Hedwig einen wohlgefälligen, verständlichen Blick, den diese mit einer Mischung von Betroffenheit und Wohlgefallen bemerkte.

„Nun aber beichten auch Sie einmal, schöne Hedwig,“ rief Stropp, der mit dem Gange des Gespräches ganz zufrieden war.

„Meine Geschichte?“ sagte Hedwig, deren Gesicht einen ernsten, ja trüben Ausdruck annahm. „Die ist nicht so leicht zu erzählen, wie die Ihrige. Am besten

wäre mir aber, wenn ich Ihnen sagen könnte, daß ich sie schon ganz vergessen habe!"

„Vergessen!" rief Stropp, der seine Freude beim Nennen des Wortes kaum zügeln konnte, in einem salbungsvollen Tone des tiefsten Antheils. „Ich wage nicht weiter zu dringen! Der Anfang des Vergessens ist, an gewisse Sachen nicht unnöthig zu denken; man muß sich's mit aller Ueberwindung vornehmen, die Aufmerksamkeit auf einen anderen Gegenstand zu heften, wenn es auch keinen Zweck, als Zerstreuung haben, wenn es auch nichtsals Spiel sein sollte!"

„Wenn ich das könnte!" rief Hedwig hoch aufseufzend mit einem wehmüthigen Lächeln. „Ach, Herr Stropp, wie viel Wasser muß noch zuvor an diesen Mühlrädern hinunterlaufen!"

Da rief es plötzlich dringend aus dem Hause herüber: „Hedwig, Hedwig!" Es war die Stimme des Bergmüllers.

„Ich werde gleich wieder da sein," sagte das Mädchen, während es mit raschen Sprüngen dem Rufe folgte.

„Es geht," sagte Stropp schmunzelnd zu sich. „Sie wird sich schon von ihrem Grame kuriren las-

sen.“ Er nahm das Gartenmesser, das Hedwig zurückgelassen, zur Hand, um bis zu ihrer Rückkunft ein Blumensträußchen zurecht zu richten.

Während er mit Blumen tändelte und erotische Redewendungen einstudirte, war die Stube des Bergmüllers der Schauplatz einer erschütternden Scene.

Der todtgeglaubte Julius Werner, der Barikadenkämpfer war in der Uniform eines kaiserlichen österreichischen Offiziers wieder erschienen.

Dubsky's Ueberraschung war so groß, daß alle seine Gedanken in den Hintergrund traten und was Hedwig betrifft, so war die Gegenwart des Vaters nicht im Stande, ihrem Freudentaumel die geringste Zurückhaltung aufzulegen. Sie wäre Werner in die Arme gestürzt, wenn sie nicht daran von diesem selbst gehindert worden wäre, indem er sie an den Händen gefaßt und festgehalten hatte, bis der erste Sturm des Wiedersehens ausgetobt war.

„Was Teufel schwiegen Sie so lange?“ fragte Dubsky, unter dieser barschen Anrede die Besorgnisse, welche es ihm verursacht hatte, verbergend.

„Ein bedauerlicher Streit zwischen uns,“ gab Werner zur Antwort, „in welchem ich mir, wie ich erst

später eingesehen, in allen Stücken vollkommen Unrecht gebe, hat mich hinausgejagt und in eine endlose Reihe von Abenteuern gestürzt.“ Hier erzählte er in Kürze, größere Ausführlichkeit einer anderen Gelegenheit vorbehaltend, die Wendepunkte seiner schon bekannten Erlebnisse und fuhr, als er zu Ende gekommen war, also fort: „Wenn ich auch nicht geglaubt hätte, daß ich Ihre ganze Theilnahme durch meine trotzige Entfernung verscherzt habe, was hätte ich Ihnen schreiben können, als Demüthigungen und Niederlagen, welche mir den Rest Ihrer Achtung gekostet hätten? Hätte ich schreiben können: Ich bin gefangen und erwarte eine schwere Freiheitsstrafe? Und später: Ich bin in eine Strafcompagnie gesteckt und lagere vor Venedig? — Was hätte ich zu melden gehabt, um die Sympathieen, die ich bei Ihnen eingebüßt, wieder zu gewinnen und um die Ansprüche auf's Neue zu begründen, welche ich in Ihrem Hause zurückgelassen und welche mein ganzes Glück ausmachten? Ich war zum Schweigen verdammt. Erst seit ich diese Uniform am Leibe habe, welche an mir deutlicher zeigt, als bei vielen Anderen, daß ich nicht ganz werthlos bin, ist der Gedanke in mir unwiderstehlich

durchgebrochen, nach Kraßnitz zu gehen und die Aussöhnung herbeizuführen. Dienstverhältnisse haben die Ausführung meiner Absicht über Erwarten lang verzögert, aber als sie möglich geworden, hätte mich Nichts auf Erden aufzuhalten vermocht, nicht einmal der Gedanke, der mich so oft beschlich, wie Sie mich in der Bergmühle aufnehmen würden!“

„Die Hauptsache ist aber und bleibt,“ erwiderte Dubsky, „daß Sie am Leben sind! Seit lange schon, da nie und nie eine Nachricht von Ihnen oder über Sie eingetroffen, hab' ich Sie für todt gehalten. Ich hätte wahrlich eher geglaubt, daß Sie mir als Geist wieder erscheinen würden, als daß ich einen der allerradikalsten Demokraten im österreichischen Soldatenrocke einhergehen sehen würde!“

„Das Leben,“ versetzte Werner, mit einem stolzen Blicke und heiterm Lächeln, „hat Ueberraschungen und Sprünge, welche mit den drolligsten Träumen wetteifern!“

„Das muß wahr sein!“ rief Dubsky, während er Werner vom Kopf bis zum Fuße musterte. Unmittelbar darauf sagte er zu Hedwig gewendet, in der jovialsten Laune:

„Ein Paar Flaschen, Hedwig! Wo hast Du Deine Gedanken? Daß Du nicht selbst daran denkst! Wir wollen wenigstens ein Glas auf unseren Gast trinken, da es nicht mehr nöthig ist, eine Todtenmesse für seine Seele lesen zu lassen! Vorwärts! Von dem alten Melniker!"

Hedwig sprang hochvergnügt hinaus. Das unbeschreibliche Glück, das sie empfand, wurde durch die gute Aufnahme Werners von Seite des Vaters noch verdoppelt.

„Es geht auf der Welt zum Verrücktwerden zu!" rief Dubsky, als er mit Werner allein war. „Sie rennen als junger Heißkopf hinaus, um die Soldateska zu bekämpfen und kommen als ein kleiner Anführer derselben wieder! Sie müssen Schreckliches ausgestanden und als man Sie vollends in den weißen Rock gesteckt, bedauert haben, daß alle Kugeln an Ihnen vorbeigepfiffen, ohne Sie zu treffen!"

„Ich habe Stunden gehabt," sprach Werner, „da habe ich geglaubt, daß mir die Haare ergrauen, wenn ich sie mir nicht zuvor ausreiße. Gottlob, es ist Alles besser gegangen! Die gemachten Erfahrungen sind mir ein bleibender Gewinn für's Leben. Ich habe

mich von Träumen und Hirngespinnsten losgemacht und bin dafür durch richtige Weltansichten bereichert. Halb ein Knabe, halb ein Tollkopf bin ich gewesen. Ich sehe jetzt die Dinge mit andern Augen."

„Das glaube ich, das glaube ich," sagte Dubsky, gemüthlich zustimmend. „Sie können freilich von Erfahrungen sprechen! Wie lange sind Sie noch gezwungen zu dienen?"

„Ich kann quittiren, wann ich will," erwiderte Werner auf diese ihm sehr befremdend klingende Frage.

„So!" rief Dubsky, wie erleichtert. „Ich habe geglaubt, daß Sie fortdienen müssen, was bei Ihren politischen Gesinnungen ein unerträglicher Zwang wäre."

„Wenn ich ganz wie ehemals dächte!" rief Werner.

„Sie haben doch nicht die Farbe gewechselt?" fragte der Bergmüller überrascht, die Sache plötzlich sehr ernst nehmend.

„Nein," gab Werner zur Antwort. „Ich habe wesentlich meine alten Grundsätze. Der Staat und das Volk stehen mir noch immer obenan und für

das Gemeinwohl ist der Kaiser da, wie der letzte Soldat."

„Um Gotteswillen," rief Dubsky, die Hände übereinanderschlagend, „wie reimt sich denn ein Demokrat und ein kaiserlicher Soldat zusammen?"

„Das wußte ich auch nicht," erwiderte Werner, „als ich noch gegen Einrichtungen deklamirte, die ich aus eigener Anschauung nicht kannte. Heute kenne ich die Armee und ihren Geist. Diese ist nach den Thaten, die sie vollbracht, nicht mehr der alte, träge, allen Fortschritt hemmende Körper, sondern nur der Garant einer neuen, zeitgemäßen Ordnung. Sehen Sie mich nicht so erstaunt an! Ich rede aus tiefer Ueberzeugung. Die ganze Armee ist das, als was ich sie bezeichnet habe, und muß es sein, denn sonst begriffe man nicht, wie Elemente, wie ich, in ihr Platz gefunden und in ihren Reihen einen Rang errungen hätten!"

„Ich glaube wieder," sprach Dubsky auf's Tiefste verstimmt, „Sie sind der Bekehrte, nicht aber die Armee! Ich hätte es Niemandem geglaubt, der mir gesagt hätte, daß der Werner umgeschlagen habe! Da begreife ich aber auch, daß Sie Offizier geworden!"

„Sie irren sich, Herr Dubsky,“ antwortete Werner. „Bei meiner Ernennung zum Offizier war von meiner politischen Gesinnung keine Rede. Da gab es keine Bedingung, als den Muth, den ich bewiesen.“

„Sie haben mir,“ rief Dubsky, „das ganze Wiedersehen verdorben! Wissen Sie denn auch, daß ich erst seit ein paar Tagen aus einer ungerechten Haft entlassen bin und es nur einer freundschaftlichen Verwendung zu danken habe, daß während einer langwierigen Untersuchung und Strafe nicht meine Tochter verwaist dasteht und mein ganzes Hauswesen zu Grunde geht?“

„Ich habe es gehört,“ gab Werner peinlich berührt zur Antwort. „Ihr Herr Bruder hat kurz vor meiner Abreise in Wien davon gesprochen.“

„Wer war da mein Retter?“ fuhr Dubsky mit größtem Eifer fort. „War es das Gesetz? Nein. War es der Garant, von dem Sie eben gesprochen? Nein. Das ist ja eine tolle Wirthschaft! Es ist um ein jedes Wort schade! Sie haben diese Gesinnungen, ich habe andere. Ihre Parthei ist groß, die meinige auch. Was wollen wir hadern und streiten? Sind Sie in mein Haus gekommen, um sich nur zu zeigen,

um eine alte Bekanntschaft zu ehren, so sind Sie mir noch immer willkommen und wir können ein Glas ziemlich fröhlich miteinander zu trinken; wenn Sie aber daran denken sollten, das Verhältniß mit Hedwig fortzusetzen, so erkläre ich Ihnen, daß ich mein Kind, mein einziges Kind nie und unter keinen Umständen einem Soldaten gebe!"

„Herr Dubsky," entgegnete Werner, auf's Tiefste betroffen, „wenn ich nicht glaubte, daß die gerechte Entrüstung über den Willkürakt eines einzelnen Beamten aus Ihnen herausredet, so würde ich an der billig denkenden Sinnesart, von welcher Sie mir so viele Beweise schon gegeben, verzweifeln. Ich maße mir nicht an, Ihre politischen Antipathieen zu schulmeistern, aber ich lebe der Hoffnung, daß Sie zuletzt meine Person von meinem Stande trennen werden. Wie ich auf diese Laufbahn geworfen worden, wissen Sie. Ich habe sie mit Angst betreten. Erst seit sich dieser Schritt zu meinem Glücke gewendet, stehe ich mit freudigem Bewußtsein auf meinem Posten und kann ihn nicht so plötzlich aufgeben, ohne mir eine schreckliche Blöße zu geben. Ich bin an die Reihe, Hauptmann zu werden. Als ich im Kampfe mein Leben wagte,

begeisterte mich der Gedanke an das dankbare Vaterland, aber gleich mächtig die Erinnerung an Hedwig, welche ich innig liebe und mir — verdienen wollte."

„Und wollte man Sie," rief Dubsky, der scheinbar ruhig zugehört hatte, ganz wild, „zum Feldmarschall machen, so sagte ich doch Nein und tausendmal Nein! Reden wir nicht mehr davon, wenn ich nicht die Mütze nehmen und fortlaufen soll. Ich behalte meine Hedwig und Sie behalten Ihren Säbel und den Kragen mit den zwei Sternchen. Haben Sie es sich aber überlegt und kommen eines Tages im Civil und, wenn es der Teufel nicht anders will, in dem abgeschabtesten Rocke zu mir wieder, so sollen Sie mir ein willkommener Brautwerber sein. Ich werde alt. Widerfährt mir morgen Etwas, so stockt Alles. Ich brauche einen Schwiegersohn. Erscheinen Sie hier als das, was Sie ehedem waren — als Kaufmann, dann läßt sich ein Wort sprechen, aber als künftiger General und Kriegsminister betreten Sie nicht mehr mein Haus! Merken Sie es sich! Das ist meine ultima ratio!"

Hedwig, den stattgefundenen Streit nicht ahnend, trat, beide Hände mit Flaschen, Gläsern und Schüsseln

beladen, auf das heiterste ein. Stropp stand, mit einem Blumenstrauße in der Hand, hinter ihr zwischen der Thür, welche er ihr geöffnet hatte, nachdem er das Mädchen vom Garten aus erblickt und herbeigesprungen war.

„Ach, Herr Stropp," hatte sie draußen in der freudigsten Aufregung zu ihm gesagt, „wir haben heute die allergrößte Ueberraschung erlebt! Sie werden selber erstaunen!"

Er hatte kaum geöffnet und einen ihm fremden kaiserlichen Offizier, der ihm gerade gegenüber stand, erblickt, als Hedwig noch auf der Schwelle schon wieder anhob:

„Da sehen Sie! Unser alter Freund, Herr Julius Werner — jetzt Oberlieutenant —"

„Wie heißt er?" fragte Stropp eilig und athemlos mit gedämpfter Stimme, von einem Todesschrecken durchfahren, während er doch noch einmal fragte.

„Derselbe, von dem wir neulich gesprochen," gab Hedwig, auf die elegante und männlich schöne Gestalt des Offiziers mit freudigem Stolze blickend, zur Antwort.

„Ein von den Todten Auferstandener," erklärte der

Bergmüller noch zum Ueberflusse. „Aber nur herein, Herr Stropp, zu einem Gläschen!“

Stropp war wie entseelt, keines Lautes, keiner Bewegung fähig.

„Nur keine Umstände!“ rief der Bergmüller, indem er Stropp am Arme fassen wollte. Da war dieser aber mit einem Rucke zurückgewichen und stotterte mühsam: „Ich komme, ich komme —“ worauf er die Thür zudrückte und durch den Garten in's Freie hinauslief. Niemandem in der Stube fiel es ein, wie sonderbar sein Benehmen war, die Motive desselben nach ihrer wahren Bedeutung zu schätzen, so zwar, daß kein Wort darüber verloren wurde.

Inzwischen war Stropp, den sein fluchtartiger Rückzug auf den Fußpfad am Bache geführt hatte, bei einem alten, ausgehöhlten Weidenstamme stehen geblieben. Da brütete er, sich mit der Rechten an einem Aste haltend, über dem Wasser hängend, geraume Zeit. Seine Gedanken, welche sich pfeilschnell und dicht jagten, unterhielten lange eine so vollständige geistige Verwirrung, daß er noch zu keiner klaren Vorstellung seines Zustandes gelangt war. Stumm, wie mechanisch schleuderte er endlich den Blumenstrauß, den er

noch in der geballten Faust festhielt, mit aller Heftigkeit in's Wasser, welches denselben schon weit mit sich hinabgerissen hatte, ehe dieser Bewegung, welche die wieder zurückkehrende Besinnung ankündigte, ein zusammenhängender Ideengang folgte.

„Den hat der Teufel aufbewahrt," brummte er, „und vor Kartätschen und Bomben, Festung und Galgen geschützt, um mir ihn heute auf den Hals zu hetzen! Ich bin verdrängt und kann der Bergmühle und dem Mädchen für immer Adieu sagen! Mit allen meinen schönen Lügen habe ich mich nur selbst belogen! Ich möchte mir den Schädel an dem Stamme einrennen! Wo soll ich, wo kann ich jetzt hin? Vor meinem Bruder ist mein Stand jetzt schwerer als jemals. Du Lügenbeutel, wird er sagen, ich kenne Dich! Wie gut ist es gewesen, daß ich mit keinem Papiersechser herausgerückt bin! Was ich auch antworte, er glaubt mir nichts. Ich bin wie abgeschlachtet. Ich bin ruinirt genug, und nun mußten noch Wunder geschehen, um mir den letzten Strohhalm, den ich ergriffen, aus den Händen zu reißen! Muß der Kerl leben? Hat wahrscheinlich alle Kriege mitgemacht und nicht einmal ein Bein verloren! O dieses Hunde-

8*

glück! Es hieße an mir selbst sündigen, wenn ich noch einen guten Ausgang hoffte! Es ist Alles aus! Jetzt sitzen sie in der Stube — die glänzende Bewirthung zeigt mir die Uebereinstimmung von Vater und Tochter — sie trinken und lachen — der Kerl, der alle Marketenderinnen abgeküßt, plappert von Treue und drückt Hedwig unter dem Tische die Hände — sie schaut ihn an, versinkt in ihn, daß alle Teufel sie nicht mehr von ihm losmachen — ich bin gräßlich über den Löffel barbirt! Soll ich gleich abreisen? Soll ich bleiben? Mein Kopf dreht sich und ist ganz dumm! Wäre das Geringste zu hoffen, würde ich den Muth noch wieder gewinnen, aber da ist Hopfen und Malz verloren — meine Brautfahrt ist aus! Der Teufel hat Alles geholt, nur an mir vergreift er sich nicht, wahrscheinlich, um Einem meiner Gläubiger die Mühe zu überlassen!"

Mit wilden Flüchen setzte er seinen Weg wieder fort. Er schritt geradeaus durch den Wald, einen Hohlweg hinunter, einen Abhang herab, auf dem er sich im wilden Rennen beinahe den Knöchel verstaucht hätte. Durch den blaugrauen Schleier der Nacht grüßte der Feuerschein aus Scheppkes' Schmelzhütten

herüber, ihn aber, wie ein Raubthier, wie einen Wolf, schreckte dieser friedliche Schein. Erst spät, sehr spät stahl er sich in seine Wohnung, um sich gleich zu Bette zu legen, denn er fühlte sich nicht im Stande, mit Jemandem ein Wort zu sprechen.

---

## Fünftes Kapitel.

### Was eine Betschwester anrichtet.

Die Ehe des Generals von Greifenstein war nicht die glücklichste, nicht einmal die freundlichste. Wenn auch in ihr große Stürme äußerst selten vorkamen, so gab es doch kleine Differenzen, welche an jedem Tage erschienen und leise und unscheinbar, wie Tropfen einen Stein aushöhlen, die Kluft zwischen Mann und Frau erweiterten. Es lag nicht an Leonie, sie war verträglich und hatte den aufrichtigen Vorsatz, in Güte auszukommen und das Unvermeidliche zu ertragen. Es lag aber auch nicht am General. Der alte Soldat war in seiner Häuslichkeit keineswegs ein Haudegen, im Gegentheil ein Philister, der die Bequemlichkeit liebte, der Ruhe jedes Opfer brachte und alle Auf=

regungen wegen ihrer dem Magen nachtheiligen Wirkung haßte. Die Schuld lag vielmehr an dem bedeutenden Unterschied der Jahre und weit mehr noch an der Ungleichartigkeit, ja dem inneren Widerspruch der Charaktere, der Neigungen und des Bildungsgrades. Sie war poetisch und schwebte gern in den Regionen einer höheren Wirklichkeit; ihn dagegen vermochte nichts aus dem behäbigen Lehnstuhl des Alltagslebens zu bringen, es wäre denn, daß man ihm einen noch weicher gepolsterten angeboten hätte. Sie liebte die Literatur; er kannte nur das militärische Reglement, in welchem für ihn alles Wissenswürdige erschöpft war. Alle ihre Neigungen, welche ja ihrer Jugend frisch und natürlich entsprangen, mußten dem betagten Manne selbstverständlich entgegengesetzt sein. Weil er hoch in den Fünfzigern war, forderte er auch von ihr ein gesetztes, phlegmatisches Wesen. Hatten schon die wechselseitigen Reibungen an diesen Gegensätzen eine unerschöpfliche Nahrung, so wurden sie noch zum Ueberfluß durch eine Eigenheit des Generals geschärft. Er hatte sein Leben in der Kaserne verbracht und theils blind gehorcht, theils von Anderen blinden Gehorsam gefordert und so stand er, dieser Gewohnheit

zu Folge, bei jeder Meinungsverschiedenheit seiner Frau als General gegenüber. Den Bibelspruch, daß die Frau dem Manne gehorchen müsse, deutete er auf ganz militärische Weise und obwohl ihm Leonie an Geist und Takt und Verstand so unendlich weit überlegen war, belehrte und schulmeisterte er sie in den kleinlichsten Dingen, weil nach seiner Ansicht der Vorgesetzte und der Mann im Allgemeinen sich der Bevorzugung eines höheren Verstandes erfreuten.

Ebenso verschieden waren die Wirkungen der häuslichen Differenzen bei Beiden. Hatte er sich noch so heiß getobt, war im Nu Alles vergessen, er konnte scherzen und lachen. Sie dagegen, feiner besaitet, schleppte die Verstimmung Stunden, ja Tage lang nach, in welchem Zustande ihre oft wechselnden Launen meistentheils ihren Entstehungsgrund hatten. Da sie aus einem gewissen persönlichen Stolz ihr häusliches Leiden vor aller Welt verbarg, darin ihrem Gemahle ungleich, welcher sein Ehekreuz in seiner burlesken Manier gern zum Besten gab, wuchs oft die Spannung ihres Inneren so hoch an, daß der gefesselte Schmerz sich in den bittersten Thränen lösen mußte.

Eine Tugend hatte der General. Diese war un-

bestreitbar. Er war nicht eifersüchtig Er hatte zwar niemals einen rechten Anlaß zur Eifersucht gefunden, aber das konnte sein Lob nicht schmälern. Ein alter Othello braucht keinen objektiven Thatbestand, um zu rasen. Gleichmüthig und ruhig lächelnd konnte er seine Frau in einem ganzen Kreis von Männern eingeschlossen sehen, ohne daß es ihm je einfiel hineinzusprengen und das allseitige Feuer der Courmacher zum Schweigen zu bringen. War er von der Treue seiner Frau so felsenfest überzeugt, oder schlug er seine eigene Liebenswürdigkeit so hoch an? Wahrscheinlicher war es, daß seiner Greisennatur der letzte Funke der Leidenschaft fehlte. Gerüchte wollten zwar behaupten, daß sich seine Frau seine Inspektionsreisen zu Nutze gemacht und namentlich ein Liebesverhältniß angesponnen habe, während der alte Krieger im vorjährigen Feldzuge die letzten Heldenthaten verrichtete. Schöne Frauen haben nun einmal das traurige Loos, verdächtigt zu werden, bis die Ankunft des Gemahls den Lästerungen, wie die Sonne dem Nebel ein plötzliches Ende macht. Der General vernahm noch, als er heimgekommen war, das Echo dieser Nachreden, aber es fehlte aller Eindruck, da er alles Weibergeschwätz

sprichwörtlich haßte. Er war zu positiv, worauf er sich viel zu Gute that, und mußte mit eigenen Augen sehen und gewissermaßen auf frischer That ergreifen, ehe er die köstliche Ruhe seines Gemüthes auf's Spiel setzte.

Es war zu erwarten gewesen, daß das ungleichartige Paar auch während der Villegiatur auf dem gräflichen Schlosse manchen größeren und kleineren Strauß bestehen werde, aber einen Auftritt, wie jener, der in aller Frühe am Morgen jenes Tages ausgebrochen, der dem aufregungsvollen Besuch im alten Schlosse gefolgt, hatte es noch nicht gegeben, seit der Priester diesen unglücklichen Bund eingesegnet hatte. Das war kein gewöhnliches Unwetter, sondern ein Orkan, welcher aus den Zimmern, die die Greifensteins innehatten, weit hinaus hallte und die ganze skandalsüchtige Dienerschaft vor der Thür versammelte. Namentlich war das Volk der Kammerjungfern zuerst auf dem Kriegsschauplatze, um ihren neuigkeitsdurstigen Gebieterinnen genaue Berichte über die Schlacht zu bringen, welche der General geliefert hatte. Aber das feinste Ohr hatte die wahre Ursache des unseligen Streites nicht erlauscht. Alles, was darüber gesagt werden konnte,

war, daß die Stimme der Frau im Kurzen von der überlegenen Artillerie des Gatten zum Schweigen gebracht war, worauf der muthmaßliche Sieger die Thür aufriß, sich auf's Pferd warf und nur von seinem Diener gefolgt, die Landstraße hinabritt. Dieser Umstand veranlaßte neues Kopfzerbrechen. Seit Jahren hatte Niemand den General außer im Dienst zu Pferde gesehen, denn bei seiner Korpulenz war ihm die schlechteste Bank lieber, als der beste Sattel. Wozu also zu Pferd? Zum Vergnügen? Das schien unwahrscheinlich. War es vielleicht gar ein fluchtartiger Rückzug? Oder ein Scheinmanöver, um unverhofft wieder zu erscheinen und auf's Neue Lärm zu schlagen?

Diese aufregungsreichen Fragen hielten nicht nur das niedere Erdgeschoß, sondern auch die höheren Etagen in größter Spannung. Da sich Leonie, wie man sagte, eingeschlossen hatte, war noch lange kein Licht in diesem Dunkel zu erwarten. Gern hätte ihr Frau von Wallhof einen Besuch abgestattet, wenn sie ihrer Neugierde, der eine gute Dosis Schadenfreude beigemengt war, ein anständiges Kleid anzulegen gewußt hätte. Comtesse Sophie von Thieboldsegg war unmittelbar nach dem Streite in die Kirche gegangen,

wahrscheinlich um den Himmel zu bitten, die zanksüchtigen Herzen zu erleuchten und mit Eintracht und Liebe zu erfüllen.

Cornelia, die zu Leonie wie Freundin zu Freundin vertraulich stand, hatte sich die stattgehabte Scene sehr zu Herzen genommen und beschlossen, sobald es die Umstände gestatteten, ihr einen Besuch zu machen. Sie war selbst tief niedergedrückt. Endlos waren die Kümmernisse ihrer unter Aengsten und Schmerzen geborenen Liebe. Nach dem kurzen Rausche des gestrigen Tages war sie mit einem neuen Schrecken aufgewacht. Der Brief, welchen Bruno Haldenried geschrieben, war verloren gegangen und trotz aller Nachsuchungen nicht zum Vorschein gekommen. Daß die Auffindung desselben Gefahren im Anzuge haben konnte, lag auf der Hand, da sein Inhalt durch mysteriöse Hinweise auf Vorgänge im Schlosse die größten Bedenken erregen mußte.

Leonie war freudig bereit, die Freundin zu empfangen. Sie saß, als diese eintrat, einen gepackten Koffer zu Füßen, auf dem Sopha. Mit Ungestüm fiel sie ihr in die Arme und hielt sie in stummer aber beredter Bewegung lange fest.

„Was bedeutet dieser Koffer?“ fragte Cornelia mit großem Befremden.

„Erschrecke nicht!“ rief Leonie, indem ein Freudenstrahl über ihr bleiches, schmerzumschleiertes Gesicht dahin zuckte. „Das bedeutet meine Befreiung, meine Erlösung von allem Uebel! Noch heute werden wir uns Adieu sagen —“

„Ihr reis't?“ unterbrach sie Cornelia mit gleichem Erstaunen.

„Ich reise allein,“ erwiderte Leonie lebhaft, ja heftig. „Was er macht, geht mich nichts mehr an. Ich bin es satt unter seinem Korporalstocke zu stehen! Ich werde nicht bleiben, und wenn es ihm gelingt, mich zurückzuhalten, so muß er mich in Ketten legen! Ich lebe schon lange so elend und werde heute aus der dumpfen Kasematte, in der ich gefangen bin, mit Gewalt ausbrechen!“

Eine wilde Aufregung leuchtete aus ihren Augen, an deren Lidern die Spuren kaum getrockneter Thränen noch sichtbar waren.

„Ums Himmelswillen,“ rief Cornelia. „Was ist geschehen?“

„Es ist geschehen,“ gab Leonie rasch zur Antwort,

„was schon längst hätte eintreffen müssen und nur zu lange ausgeblieben ist! Ohne ein lautes Wort des Murrens habe ich es seit Jahren wie eine stumpfsinnige Sklavin getragen, heute habe ich mich erinnert, daß ich eine freie Frau und keine Sklavin bin! Der Streich, den ich aus jugendlicher Unerfahrenheit begangen, ihn zu heirathen, ist durch sechsjähriges Leiden hoffentlich gebüßt und der Fluch der Untreue an meiner ersten Liebe damit gesühnt! Heirathe niemals, Cornelia, oder nur nach Deinem Herzen!"

Cornelia sah sie, von der Wahrheit der Worte, welche auf ihre Lage so paßten, halb betroffen, halb erfreut, mit starren Augen an, während Leonie gleich wieder fortfuhr:

„Um seiner Liebe willen leiden ist süß, edel, heroisch; sonst ist das kleinste Opfer Marter und dürre Qual! Ein Liebesglück ohne das rauschende Flitterwerk irdischen Glanzes habe ich von mir gewiesen — da sitze ich nun verzweifelnd in diesem Flitter und stoße ihn mit dem Fuße von mir! Dein Stern ist besser, Cornelia! Ich war arm, eine Waise, der der Vater nichts als die Last einer Grafenkrone hinterlassen! Ich habe diese leichte Entschuldigung,

aber meinen sonst so scharfen Augen ist es nie zu verzeihen, daß sie den ersten Anblick eines Freiers, wie Greifenstein, nur erträglich gefunden haben!"

„Darf ich aber nicht wissen," fragte Cornelia, „was heute zwischen Euch vorgefallen ist?"

„Ich weiß es eigentlich selbst nicht recht!" rief Leonie in fortglühender Aufregung. „Ich fühle nur, wie tief ich gekränkt worden bin, wie ungerecht, wie schmachvoll behandelt, wie meine Ehre besudelt ist —"

„Gott!" rief Cornelia. „Was hat er denn gesagt?"

„Brandflecken," fiel Leonie rasch ein, „müßte die Scham auf meiner Zunge zurücklassen, wenn ich wiederholen sollte, was ich hören mußte. Ich thue vor mir selbst, als hätte ich es vergessen! Nur Eines habe ich mir gemerkt, und das gut, als er in der edlen Ausdrucksweise, die ihm eigen ist, zu mir gesagt: Schnüre Dein Bündel!" Sie zeigte auf den Koffer, indem sie hinzufügte: „Du siehst, es ist geschnürt."

„Nie hätte ich geglaubt," rief Cornelia, die für Leonie blind Parthei nahm, „daß der General so ausarten könnte, wie Du erzählst! Sein Aussehen ist so gemüthlich, so gutmüthig —"

„Ja, gutmüthig," fiel Leonie rasch ein, „wie ein Vandale gutmüthig sein kann! Ich habe ihn aber selbst noch nicht so gesehen wie heute! War er im Delirium oder war er betrunken? Denn er wirft mir vor, daß ich im heimlichen Briefwechsel stehe, über eine projektirte Ehescheidung heimlich verhandle, inzwischen geheime, unerlaubte Zusammenkünfte halte, daß ich erst vor Kurzem im Kaisersaal ein Rendezvous gehabt — und dergleichen Unsinn mehr!"

„Mit wem?" fragte Cornelia erbleichend.

„Mit dem Rittmeister Haldenried!" warf Leonie kurz hin.

Wie niedergedonnert stand Cornelia da. Es war ihr höchst wahrscheinlich, ja unzweifelhaft, ja gewiß, daß der verlorengegangene Brief, den Bruno an Frau Hassenfeld geschrieben, direkt oder indirekt in des Generals Hände gerathen sei und das schreckliche Mißverständniß verursacht habe. Die Folgen desselben waren offenbar mit der Entzweiung der Eheleute nicht abgeschlossen, sie sollten und mußten sich erst, immer weiter greifend, entrollen. Sie schlug die Augen zu Boden und konnte keine Silbe vorbringen.

„Du schweigst?" sagte Leonie nach einer kleinen

Pause, über das sonderbare Verhalten der Freundin erstaunt, in einem weichen, gekränkten Tone. „Auch Du hältst mich für schuldig?"

„Nein, nein, nein!" rief Cornelia, auf Leonie stürzend und sie hochbewegt umarmend. „Ich war nur so erstaunt, so ergriffen —" die letzten Worte kamen nur leise und mühsam aus ihren Lippen hervor. Sie warf sich auf den nächsten Stuhl. Ihre Augen waren voll Thränen.

„Thörichtes Kind!" sagte Leonie, ihre Rührung und Wehmuth unter Lächeln und Scherzen verbergend. „Weinst Du darüber, daß ich künftighin meinen alten Brummbären nicht mehr von Stadt zu Stadt, von Markt zu Markt führen werde? Was sollen sonst diese Thränen?"

„Aber der Brief!" rief Cornelia, mit ihren Gedanken gar nicht anwesend. „Wo ist der Brief? Hat ihn der General? Wer hat ihn?"

„Das weiß ich nicht," erwiderte Leonie. „Mein Mann ließ mich zu keiner Frage, zu keinem Worte kommen. Alles, was ich seinem Gebrülle entnommen, habe ich Dir bereits gesagt. Sei meinetwegen ruhig. Das Ganze ist und kann nur eine Mystifikation sein

in Folge einer anonymen Zusendung, bei welcher gewiß Weiber die Hände im Spiele haben. Der Streich wird auf das kläglichste zu Tage kommen, denn ehe ich noch gehe, werde ich meinen Mann ernstlich zur Rechenschaft ziehen. Er wird beichten, ich kenne ihn —"

„Gut, gut," warf Cornelia in größter Bestürzung hin. „Ich werde gleich wiederkommen."

Sie schoß zur Thür hinaus, ohne sich an Leonie's Ruf, noch zu bleiben, zu kehren. Im Nu war sie bei Frau Hassenfeld angelangt, der sie den ihr über allem Zweifel stehenden Sachverhalt erzählte und ihre völlige Rathlosigkeit klagte.

Diese Frau, erfahren und entschlossen, theilte die vernommene Ansicht über die Folgen des verlorenen Briefes vollständig und stimmte bei, daß ein Schritt gethan werden müsse, um diese Folgen abzuschneiden. Sie erbot sich, sofort zum Rittmeister in die Stadt hinabzugehen und ihn über die geheimnißvolle Anwesenheit seines Bruders in Kenntniß zu setzen.

Cornelia, über den Vorschlag höchst erschrocken, rief aus:

„Von tausend Bedenken nicht zu reden, sollen wir noch eine Person, die uns fast fremd ist, hineinmischen

und am Ende die Verwirrungen vermehren, statt sie zu vermindern?"

„Welche Bedenken!" gab Frau Hassenfeld zur Antwort. „Er ist zwar ein Soldat, aber er müßte ein Barbar sein, wenn er sich nicht seines Bruders annehmen würde, mindestens eben so sehr, wie wir fremde Leute! Sie haben mir doch erzählt, mit wie viel Liebe und Schmerz er sich gestern des vermeintlich Todten erinnert hat!"

„Ja, das ist wahr," sagte Cornelia. „Was soll, was kann er thun?"

„Das scheint mir klar," erwiderte Frau Hassenfeld, „der Rittmeister wird gewiß, sobald er herkommt, vom General zur Rechenschaft gezogen werden und die Correspondenz mit Frau von Greifenstein feierlich in Abrede stellen. Man hält ihm den verhängnißvollen Brief vor und diesen wird er für einen seines todtgeglaubten Bruders erklären. Da wird alle Welt, der Rittmeister nicht ausgenommen, erstaunt fragen: wie und wo kommt der Brief her? Diese scheinbar unlösliche Frage wird aber Derjenige oder Diejenige beantworten, welche ihn gefunden, denn der wird wissen, wo derselbe gelegen ist. Da der Rittmeister

von der Existenz des Briefes Nichts gewußt hat, wer soll sich nun im Schlosse als den Eigenthümer desselben ausweisen? Niemand kann es. Das muß Aufsehen machen und mit dem Inhalt des Briefes verbunden, zu naheliegenden Vermuthungen führen. Die kaum eingeschlafene Geschichte von dem Verfolgten, den Frau von Wallhof an der Einsiedlerklause gesehen, wird gleich wieder aufgewärmt sein, und welche Folgen dann —"

„Genug, genug!" rief Cornelia. „Sie malen es schrecklich aus!"

„Unterrichten wir aber den Rittmeister von der Sache," hob Frau Hassenfeld wieder an, „so daß er schon beim ersten Erblicken des Briefes erklären kann, daß er denselben seit gestern vermisse, dann hat Alles die größte Wahrscheinlichkeit für sich und es ist mit einem Schlage abgethan."

„Sie glauben?" sagte Cornelia, während ihre trüben Augen plötzlich aufleuchteten.

„Doch, mein Gott," rief Frau Hassenfeld, „wir berathschlagen lang und breit — indeß kann der General den Rittmeister schon gesprochen haben. Dann wäre Alles vorbei!"

„So eilen Sie!" rief Cornelia. „Der Himmel gebe, daß Sie noch rechtzeitig eintreffen!"

Frau Hassenfeld flog in das Nebenzimmer, um Hut und Mantille zu holen, und gleich darauf sah die junge Gräfin sie zum Schlosse herauseilen.

Um dieselbe Stunde saß der Rittmeister Haldenried, der beim Bäckermeister des Ortes wohnte, auf seinem Zimmer, im alten hohen Lehnstuhl, die Cigarre im Munde, das Frühstück unberührt vor sich. Der arme junge Mensch, sonst ein so heiteres, freies Gemüth, befand sich nun schon seit Wochen in jener aufreibenden, unruhevollen Stimmung, die keine That aufkommen läßt und nicht auf Minuten lang eine Befreiung gewährt. Der Gedanke an Leonie, dies lebendige Räthsel, bald mild, bald herb, bald sentimental, bald spöttisch, immer aber schön, unaussprechlich, herzberauschend schön, verfolgte ihn allenthalben, im Schlaf wie im Wachen: seine süße Tortur! Sein ewiger Seufzer: wenn dies Weib Dich lieben könnte! wuchs und wuchs, bis er oft wie ein Geschrei, von hundert Stimmen der Brust zugleich ausgestoßen, erscholl, bis alle Gefühle wie Hochwasser rauschten und die Welt vor seinen Sinnen verging. Aber nein,

nein, nein! Er, bei so viel Frauen sonst Sieger, wurde von Leonie wie ein thörichter Knabe behandelt, und so viel entzückende Schönheit war nur da, um ihn zu quälen! Da wußte er nicht Rath, um ihn und in ihm war's trübe. Müde vom Kampf der Empfindungen schon am frühen Morgen saß er da, unruhvoll der Stunde entgegenharrend, wo er Hoffnung hätte, seinem schönen Quälgeist im Schlosse zu begegnen, und wieder trostlos bangend vor neuer Zurückweisung, neuem Spott, neuen Leiden! In diesem Augenblick pochte es an die Thür. „Herein!" und Frau Hassenfeld trat ein.

Haldenrieds Erstaunen war groß, doch es wurde betäubend, als er von dem Briefe vernahm und erfuhr, daß sein Bruder, der Todtgewähnte, er, von dem er noch gestern, wie von einem Verstorbenen gesprochen, da sei, hier in Kraßnitz und ein paar hundert Schritte von den Räumen, die er fast täglich durchwandelte, wohne! Sein Herz wollte jubeln, da faßte ihn der Gedanke schon wieder: daß Bruno ja nur in Erwartung der Ketten, des Kerkers, vielleicht des Todes lebe, und Leonie's Reiseentschlüsse, die Möglich-

keit eines Conflikts mit dem General traten noch hinzu, die Verwirrung seines Inneren zu vermehren.

Es bedurfte des Zuredens der kalten, klardenkenden Hassenfeld, daß er sich aufraffte, um in ihrem Sinne zu handeln.

Während dem Rittmeister diese erschütternden Eröffnungen zu Theil wurden, hatte Leonie eine Unterredung über ihre Angelegenheit mit dem Grafen Thieboldsegg, den sie deshalb zu sich gebeten. Der Graf, welcher eigentlich das so wenig zusammenstimmende Ehepaar schon längst im Stillen bedauert hatte, entfernte sich hierauf wieder, nachdem er vergebliche und im Grunde nicht recht ernst gemeinte Vermittelungs-Anträge zur Beilegung der Sache gemacht hatte, denn als skeptischer Weltmann hielt er es gar nicht für unmöglich, daß Leonie einen Brief vom Rittmeister erhalten haben könne. Dennoch hätte er, vielleicht seiner eigenen Jugendstreiche lebhaft eingedenk, ihren Teufelsadvokaten gemacht.

Eben hatte er seine Zimmerthür geöffnet, als der Rittmeister eilig den Corridor herauf kam. Er gab ihm einen Wink einzutreten.

„Sie haben schöne Dinge angestellt," sagte der Graf lachend, als Beide im Zimmer waren.

„Ich, Excellenz?" sagte der Rittmeister unsicher, ein wenig stotternd, er sah überhaupt seltsam aufgeregt aus.

„Ich sehe es schon Ihrer bleichen Armensünder-Miene an!" rief der Graf lustig. „Sie brauchen Nichts zu gestehen! Unser alter General ist ganz grimmig! Sagen Sie mir nur, was Sie Leonie zu schreiben haben, da Sie sie doch täglich ungenirt sehen und sprechen?"

„Excellenz," erwiderte der Rittmeister mit vollster Sicherheit, „ich habe nie im Leben an die Frau Baronin von Greifenstein ein Wort geschrieben. Ich will entehrt sein, wenn ich die Unwahrheit rede!"

„Ist denn der General toll?" rief der Graf, der, als er die feierliche Betonung vernommen, Arthur Haldenrieds Worte nicht mehr bezweifelte. „Wie kommt ein aufgefangener Brief mit Ihrem Namen in Verbindung?"

„Aber, Excellenz," sagte der Rittmeister, einen, wie von einem unerwarteten Einfalle Ueberraschten spielend, „sollte da nicht ein Irrthum, eine Verwechse-

lung vorliegen? Ja, ich glaube fest, daß nur das anzunehmen ist! Ich vermisse nämlich seit gestern einen Brief, ein mir sehr werthes Andenken, welches ich schon länger als ein Jahr in meiner Brieftasche bei mir trage. Er ist von meinem Bruder, auf dessen unglückliches Schicksal wir gestern so nnerwartet zu sprechen kamen."

„Von Ihrem Bruder?" rief der Graf sehr erstaunt.

„Ich muß das Papier," sagte der Rittmeister, „gestern auf unserem Rundgange durch das Schloß, oder Abends im Salon beim Oeffnen meines Portefeuilles fallen gelassen haben."

„Wie kann ein so alter Brief das Unheil anrichten?" bemerkte der Graf. „Ist es etwa ein Liebesbrief Ihres Bruders, der Anspielungen auf Verhältnisse enthält, wie wir sie hier haben?"

„Es gibt zwar einige ähnliche Beziehungen darin," erwiderte der Rittmeister, „dennoch muß das Auge von Eifersucht verblendet sein, um sie hieher zu deuten. Der Brief ist eigentlich an zwei Damen gerichtet, auf deren Schloß sich mein Bruder in Ungarn längere Zeit aufgehalten."

„Das ist lustig!" rief der Graf lachend, während

seine fromme Schwester eben eintrat. Sie hielt ein großes Gebetbuch mit einem goldenen Kreuze in der Hand und war aus der Messe zurückgekommen.

„Du weißt doch,“ redete sie der Graf gleich an, „von dem Eheduell zwischen dem General und seiner Frau?“

„Den Lärm habe ich gehört,“ gab Comtesse Sophie mit sanfter, scheinheiliger Miene zur Antwort, „die Veranlassung kenne ich nicht.“

„Es ist schon ein öffentliches Geheimniß!“ rief der Graf. „Das wäre das erste Mal, daß Dir so Etwas entgangen wäre,“ fügte er lachend hinzu.

„Du bist sehr unartig,“ versetzte die Schwester in einem halb pikirten, halb gekränkten Tone erlittenen Unrechts.

„Das Gesicht des Generals will ich sehen,“ rief der Graf zum Rittmeister gewendet, „wenn er hört, daß der Brief, der ihn in eine solche afrikanische Wuth versetzt hat, von Ihrem verstorbenen Bruder an ein paar Damen geschrieben ist, welche ihn vielleicht schon lange vergessen haben!“

Er brach in ein boshaftes Lachen aus, der Rittmeister lächelte ebenfalls, nur die Comtesse schnitt ein

grimmiges Gesicht, das als eine wilde Mißbilligung solcher Schadenfreude gedeutet werden konnte, da sie unmittelbar darauf sagte:

„Man sollte die Lage des Mannes eher bedauern, selbst wenn es wahrscheinlich wäre, wie Du zu meinen scheinst, daß ihm ein bloßes Hirngespinnst den Glauben an die Treue seiner Frau erschüttern könne! In diesem Falle müssen Erfahrungen vorangegangen sein, welche das Vertrauen nicht gestärkt haben."

Mit einem wenig freundlichen Knix, der dem Rittmeister galt, drehte sie sich um und war verschwunden.

Während die Beiden noch lange über die Einzelnheiten der Tagesgeschichte hin und her sprachen und die Rückkunft des Generals sehnlichst erwarteten, ging im Gemach der Comtesse Thieboldsegg Folgendes vor:

Sie war kaum auf ihr Zimmer gekommen, als sie Herrn von Rack auf das Dringendste zu sich rufen ließ. Dieser Herr erfreute sich ihres größten Vertrauens, welches nicht allein durch seinen unleugbaren weltgeschulten Verstand gerechtfertigt war, sondern sich auch auf die reichen Gaben seines Gemüthes und auf die Uebereinstimmung Beider in religiösen Ueberzeugungen begründet hatte.

Herr von Rack ließ nicht lange auf sich warten.

„Lieber, guter Freund,“ sagte die Comtesse, als er eingetreten, ihm entgegengehend, „ich brauche dringend Ihren Rath. Setzen Sie sich und hören Sie zu!“ Als sich Herr von Rack gesetzt hatte, fuhr sie fort:

„Wir saßen gestern bis gegen eilf Uhr im Salon. Kurz vor dem Aufbruche bemerkte ich, daß ein zusammengelegtes, briefähnliches Papier zwischen Leonie und Cornelia, die neben einander saßen, auf dem Boden liege. Ich ließ es natürlich nicht mehr aus den Augen, denn ich mußte annehmen, daß es der Rittmeister, dessen anstößiges Benehmen schon so oft Ihnen wie mir Aergerniß gegeben, hingeworfen habe. Ich wartete erst lange, ob es Leonie aufheben werde, dann aber hob ich es selber auf. Hier hab' ich dieses unsaubere Dokument!“ Sie zog den Brief aus der Tasche hervor. „Als ich mich von seinem durch und durch sträflichen Inhalte überzeugt hatte, schwankte ich lange, was damit zu beginnen sei. Ich sage nicht zu viel, wenn ich gestehe, daß mich meine Selbstberathungen eine schlaflose Nacht gekostet haben. Gegen Morgen war mein Entschluß gefaßt, welchen Sie bil-

ligen werden und in meiner Lage gewiß nachgeahmt hätten. Zur Verhütung ferneren Unheils, das aus solchen Sünden hervorgeht, hab' ich heute Morgen dem General Alles entdeckt. Die Wirkung war furchtbar, über alle Erwartung! Da ich aber, wie sich denken läßt, keinen boshaften oder schadenfrohen Beweggrund hatte, sondern nur eine Verirrte auf den rechten Weg zu bringen beabsichtigte, nahm ich dem General das Ehrenwort ab, nicht anzugeben, wem er die Enthüllung zu verdanken habe. Eben so wenig lieferte ich ihm, wie er es verlangte, den Brief aus, denn meine Absicht war erreicht und dieses Schriftstück sollte mir in allen Fällen den Rücken decken. Was geschieht aber —"

„Ei, ei, ei!" unterbrach sie Herr von Rack mit nicht länger zu bezwingender Verwunderung. „Diese wunderschöne Frau hat eine Liaison mit dem Rittmeister! Das ist empörend! O, diese Soldaten!"

Comtesse Sophie ließ ihn aber in ihrem Eifer nicht vollenden.

„Hören Sie mich zu Ende," sagte sie. „So eben war ich bei meinem Bruder, bei dem ich den Rittmeister traf. Ich war wie vom Donner gerührt,

dort zu hören, daß der fragliche Brief von dem verstorbenen Bruder des Rittmeisters herrühren solle, und daß er ihn an zwei ungarische Damen, auf deren Schlosse er sich aufgehalten, vor langer Zeit geschrieben."

„O, gewiß eine Finte, eine Finte!" rief von Rack.

„Als ich hierauf den Brief nochmals überflog," fuhr das fromme Fräulein ein wenig kleinlaut fort, „fand ich, was mir bei der wie absichtlich räthselhaften Stylisirung bis dahin entgangen war, daß es sich darin in der That noch um eine zweite Dame handle. Kurz, ich wäre furchtbar blamirt, wenn sich die Sache so verhielte, wie der Rittmeister behauptet. Diese Sorge hat mich angetrieben, Sie rufen zu lassen, damit Sie mir mit Ihrem reifen Urtheile beistehen. Sollte es sich aber herausstellen, daß ich Recht habe, dann will ich die Schuldigen sammt den Intriguanten, zu welchen mein Bruder gehört, mit offenem Visir angreifen! Da lesen Sie, mein lieber Rack, und prüfen Sie!"

Sie übergab ihm den Brief nicht ohne große Unruhe.

Herr von Rack, der gierig darnach gegriffen hatte, las, von den Blicken der Comtesse gefolgt, mit sicht-

lich immer höher steigender Spannung. Bei der Unterschrift angelangt, zuckte Alles in ihm zusammen, während sich ein ganzes Gewölke schwarzer Gedanken um seine Augen und auf seiner Stirne zusammenballte. Ohne eine der zahllos hervorstürmenden Fragen seiner Nachbarin zu beachten, trat er rasch an das Fenster, um die Natur und die Wasserzeichen des Papiers im hellen Sonnenlichte zu studiren.

Diese Alles bedenkende Umsicht imponirte der Comtesse so sehr, daß sie sogleich verstummte und eines unumstößlichen Befundes gewärtig, dem Ausspruche des großen Experten fast athemlos entgegenlauschte.

Nachdem von Rack den Brief noch eine gute Weile betrachtet und nach allen Seiten gewendet hatte, sagte er leicht, aber bestimmt:

„Der Brief ist erst vor einigen Tagen geschrieben worden.“

„Wirklich!“ rief die Comtesse, ihm beinahe um den Hals fallend, aus.

„Die Tinte ist frisch,“ erläuterte der Fachmann. „Dieses Papier hält sich kaum drei Monate so weiß, geschweige ein Jahr! Auch finden sich da — wenn

Sie gefälligst hinsehen wollen — stellenweise Streusand spuren —"

„Ja, ich sehe!" rief die Comtesse „ganz richtig! Der Sand müßte längst abgestreift worden sein! Wir haben die Intriguanten, die mich als Verläumderin hinstellen wollen, im Netze!"

„Doch gemach, meine gnädige Comtesse," erwiderte von Rack, aus dessen Mienen plötzlich ein gewisses beängstigendes Etwas hervorbrechen wollte. „Dieser Brief ist nicht vom Rittmeister, gewiß nicht!"

„Von wem soll er denn sein?" rief die Comtesse, weit zurückfahrend, doch mit dem zähesten Glauben, welcher sie vielleicht vor einem Krampfanfall schützte. „Wenn er erst vor Kurzem geschrieben ist, wie Sie sagen? Man wird doch nicht einen schlechten Witz gemacht haben! —"

„O nein!" rief von Rack mit gehobener Stimme. „Die Sache hat ihren Ernst, ihren großen Ernst!" Er hatte es wie Einer gesagt, der mit dem letzten Gedanken noch lange nicht hervorgekommen war. „Der Rittmeister," fuhr er fort, „ist nicht der Verfasser, sondern wirklich sein Bruder, wie schon der Anfangsbuchstabe des unterzeichneten Taufnamens andeutet."

„Was wissen Sie von dem?“ rief die Comtesse verzweiflungsvoll aus.

„Zufälliger Weise,“ sprach von Rack, „hat der Rittmeister erst gestern in meinem Beisein von seinem Bruder gesprochen. Es ging soviel daraus hervor, daß der Letztere ein mauvais sujet ist, welches sich überall herumgetummelt, wo es einen Kravall oder einen Aufstand gegeben. Als ich hierauf nach Hause gekommen war, ließ ich mir sogleich unseren schwarzen Polizei-Index bringen, in welchem ich den Monsieur unter den steckbrieflich Verfolgten auch wirklich gefunden. Sein Vorname ist Bruno, was mit dieser Unterschrift stimmt, während der Rittmeister Arthur heißt.“

„Das ist fatal!“ rief die Comtesse, die Stirn mit beiden Händen fassend, ganz außer sich. Sie warf sich auf das Kanapee und stierte sprachlos in den Boden, während auch Herr von Rack verstummt war, und den Reichthum der empfangenen Eindrücke nachdenkend zu ordnen suchte. Ihm war es klar, daß sich der Flüchtling in nächster Nähe, wahrscheinlich im alten Schlosse mit fremder Beihilfe aufhalten müsse, und der darauf an und für sich hin-

zielende Inhalt des Briefes bekam noch durch die Erinnerung an die merkwürdigen Staubspuren hinter dem Kaiserbilde, die ihn so ahnungsschwer gemacht hatten, eine schwer wiegende Bestärkung. Alle seine Gedanken waren auf baldigste Einbringung des Verfolgten gerichtet und er hütete sich, um nicht den Erfolg zu gefährden, ein näheres Wort darüber fallen zu lassen. Er sagte deshalb nur:

„Liebe Gräfin, das Gericht und die gute Sache haben es Ihnen zu danken, daß wir in Bezug auf einen Hochverräther, der sich so lange straflos umhertreibt, einen neuen Fingerzeig gewonnen haben. Sie werden mir gefälligst erlauben, den Brief, welcher leider Ihren Erwartungen nicht mehr entsprechen kann, gerichtlich zu deponiren —"

„Seltsame Handlungsweise!" rief die Comtesse ungeduldig und eigentlich unfreundlich. „Was kann mir die Einfangung dieses Menschen in meiner Verlegenheit helfen? Ich habe Sie als meinen Freund herbeschieden, Sie aber verwandeln mein Anliegen zu meinem großen Befremden fast in eine reine Polizeifrage!"

„Wie können Sie das glauben!" rief von Rack,



von der Richtigkeit der Beschuldigung betroffen, mit großem Aufwand von Hingebung. „Das ist reine Nebensache, die aber auch zur Sprache kommen muß! Obenan steht mir natürlich die Sorge, wie wir uns aus der Fatalität, die ja durch meinen Antheil gleichsam die meinige ist, hinauswinden. Die Schwierigkeit ist unverkennbar groß, aber ich lasse den Kopf nicht hängen!" Er blieb in Nachdenken versenkt, eine Weile stehen. „Ich habe Etwas!" sagte er dann. „Das Mittel mag nicht von jener Geradheit sein, welcher unsere Grundsätze nachstreben, aber gleichviel — es ist das beste, so lange kein Besseres vorgeschlagen wird —"

„Lassen Sie hören!" rief die Comtesse mit größter Spannung.

„Der fatale Brief wird aus dem plausiblen Grunde angeblich verbrannt," begann von Rack, „damit er kein weiteres Unheil stifte. Ist das Corpus delicti entfernt, kann kein Mensch mehr beweisen, ob Peter oder Paul der Briefschreiber war. Dann steht nur die nackte Behauptung des Rittmeisters, also die werthlose Aussage des Angeklagten, da. Dagegen bleibt uns das Zeugniß des Generals in voller Kraft, der den Brief mit eigenen Augen gesehen —"

„Und gelesen," berichtigte die Comtesse.

„Und gelesen," fuhr von Rack fort. „Dieser glaubt an den Brief und es ist undenkbar, daß er einen Widerruf machen könnte. Gefällt Ihnen der Vorschlag?"

„Er hat viel für sich," gab die Comtesse zur Antwort, „aber man wird mit Recht fragen, warum ich den Brief mit solcher Eile verbrannt habe, warum ich ihn nicht wenigstens eine Zeitlang aufgehoben?"

„Warum Sie ihn nicht aufgehoben!" rief von Rack mit einem seltsamen Hohngelächter. „Weil er weder Leonie, noch den Rittmeister gravirt, sondern vielmehr geeignet ist, Ihnen eine böse Stunde zu machen, liebe Gräfin!"

„Das klingt sehr bösartig!" rief die Comtesse. „Doch klingt es nur so! Ihr Vorschlag ist gut. Und was geschieht wirklich mit dem Brief?"

„Der wird —" sagte von Rack verlegen zögernd, „wie ich schon erwähnt, mit einem Schlage zwei Fliegen treffen. Nach einer Seite thut er Ihnen durch seine Verbrennung einen Dienst, nach der anderen wird er zur Entdeckung eines dem Gesetze Verfallenen

beitragen, indem ich ihn in's Depôsit mitnehme. Ich hoffe —"

„Ich hätte Nichts dagegen," versetzte die Comtesse. „Ist aber keine Gefahr, daß er irgendwie zum Vorschein kommt?"

„Keine," sagte von Rack ganz fest. „Keine! Was einmal in unserer Hand ist, bleibt für ewig begraben!"

„Es sei," sagte die Comtesse. „Meinen innigen Dank!"

Die Beute in die Brusttasche sorgfältig einsteckend, empfahl sich der Freund in der Noth unter allerunterthänigsten Bücklingen aus dem Gemache.

Eine gute Weile zuvor war der General von seinem Morgenritte endlich zurückgekommen. Der Affekt, in welchen er gerathen, hatte ihm den excentrischen Einfall gegeben, außer Dienst das Roß zu besteigen. Man hatte erwartet, daß er wie ein Tiger zurückkehren werde, und war sehr erstaunt, ihn ganz zahm, ja niedergeschlagen zu finden. Das war bei ihm sehr natürlich. Der hitzige Anfall hatte sich auf dem langen Ritte abgekühlt und der General war plötzlich wieder auf das Niveau seines gewöhnlichen Pflegmas

herabgesunken. Nun weiß man, wie anders man eine und dieselbe Sache im aufgeregten und im ruhigen Zustande betrachtet. Der General war plötzlich selbst erstaunt, wie er so excentrisch hatte werden können und bei dem Gedanken war eine gewisse Reue unausbleiblich. Auch konnte die Erinnerung an den Skandal, der das ganze Haus erfüllt hatte, in ihm nicht ohne ein Reuegefühl emporsteigen, zumal es ein Vorfall war, der jeden Mann, dem er begegnet, unter allen Umständen mehr und minder lächerlich macht. Bei ruhigem Nachdenken war auch noch ein Zweifel an den Absichten der alten Comtesse hinzugetreten, mit welchem sich die Strafbarkeit seiner Frau gleichmäßig verringerte. Nachträglich fragte er sich nämlich mit Recht, ob das fromme Fräulein, das ihn schon mehrmals zur Eifersucht zu hetzen versucht, beim Vorlesen des Briefes nicht einige der ärgsten Stellen hineindiktirt habe, da er den Inhalt aus Mangel einer Brille nur unvollkommen nachgelesen hatte.

Gleich beim Absteigen vom Pferde wurde er vom Grafen von Thieboldsegg, der die Lösung des Mißverständnisses übernommen, zu einer Unterredung unter vier Augen eingeladen. Als ihm der neue, ganz ver-

änderte, seiner Frau günstige Sachverhalt in allen Details auseinandergesetzt war, gab er eine naiv laute Freude darüber kund. Der Zorn über die böswillige Angeberin, deren Namen noch immer Allen unbekannt war, machte sich erst in zweiter Linie Luft. Den Grafen plötzlich stehen lassend, stürzte er zu ihr auf's Zimmer.

Das fromme Fräulein, auf Alles gefaßt, hatte ·ı Muth ihrer desperaten Lage. Ohne sich auf eine Debatte ohne weitere Zeugen einzulassen, eilte sie, von dem General natürlich gefolgt, auf das Zimmer ihres Bruders, wo sich inzwischen Leonie und der Rittmeister eingefunden hatten.

Wie eine wilde Katze trat sie ein und ihr bloßes Erscheinen in diesem Augenblicke und in Gesellschaft des Generals bezeichnete sie den höchst überrascht Dastehenden deutlich und klar als die Anstifterin der heutigen Ereignisse.

„Was?“ rief sie, nachdem einer ihrer bösesten Blicke über die Gesellschaft hingestrichen, zum General gewendet. „Sie sind ein Soldat und halten so gut Ihr Ehrenwort? Ich habe mir Ihr Schweigen ausbedungen, denn ich wollte warnen, Andere vom

Abwege abbringen, ohne den Schein der Angeberin als Dank zu erndten! Nun, da Sie ein so schwacher Mann sind, trete ich offen vor, und erkläre, daß ich den Brief zu Leonie's Füßen gefunden und Ihnen mitgetheilt habe!"

Laute Einwendungen, Ausrufe, Proteste ertönten gleichzeitig von allen Seiten. Nicht ohne Mühe stellte der Graf die Ruhe wieder her, ohne welche nicht zum Ziele zu kommen war.

„Die Sache ist jetzt ganz einfach," sagte er. „Ich ersuche meine Schwester, den Brief auf den Tisch zu legen!"

„Das kann mir mein eigener Bruder zumuthen?" rief die Comtesse mit einer Art von Entrüstung aus. „Sollte ich eine Anklägerin spielen und die Schande anderer Leute unter Glas und Rahmen bringen? Ich wollte warnen, nicht zerstören; Unheil verhüten, nicht herbeiführen. Ist es mir nicht gelungen, so ist mein Gewissen rein. Der General hat den Brief in Händen gehabt, für wen sollte ich ihn noch aufheben? Ich habe ihn verbrannt!"

„Das ist das Verkehrteste, was Du thun konntest," rief der Graf, nachdem er die allgemeine Bewegung,

welche entstanden war, beschwichtigt hatte. „Das kostet Dich den Prozeß! Du warst getäuscht und hast getäuscht —“

„Und mir haben Sie mein werthestes Andenken an meinen Bruder zerstört,“ fiel der Rittmeister ins Wort.

„Mich haben's,“ ließ sich der General vernehmen, „schon oft gegen meine Frau gehetzt! Einmal ist es Ihnen gelungen! Jetzt können's sagen, was Sie wollen. Aber mögen Sie mit Ihren Knieen die Steine in der Kirche auswetzen und mit allen zwölf Aposteln täglich beisammen sein, so weiß ich, was an Ihrer Frömmigkeit ist!“

„Ich verzeihe Ihnen!“ warf Leonie mit verächtlichem Stolze hin.

„Alles fällt über mich her!“ rief Comtesse Sophie im klagenden Tone, mit zum Himmel erhobenen Händen, einer Märthyrerin nicht unähnlich, welche gesteinigt wird. „Das hätte ich wissen sollen! Und doch habe ich es gewußt, daß gute Werke auf Erden Verfolgungen nach sich ziehen. Die Bibel, die Legende ist von solchen Beispielen voll! Es heißt aber auch im Buche Sirach, daß man die Kohlen der Sünder nicht

in Brand bringen soll! Das ist der Lohn dafür, daß mich die Flammen nun ergreifen! Mag es Euch der Himmel nicht vergelten!"

Sie stürzte hinaus.

„Der schwere Fehler meiner Schwester," ergriff der Graf unmittelbar darauf das Wort, „hat alle nachfolgenden erzeugt. Ich nehme sie nicht in Schutz, aber ich mache doch ihre exaltirte Religiösität als mildernden Umstand geltend. Wollen wir sie aus der Amnestie nicht ausschließen, da wir ein allgemeines Versöhnungsfest feiern!"

„Wie hat sich mein klarer Kopf," rief der General, mit sich ganz zerfallen, „von Weibergeschwätz so überrumpeln lassen! Künftighin sollen aber die Leute über mich und meine Frau sagen, was sie wollen, ich will darauf nicht Acht haben!"

Sein Blick, der auf Leonie gefallen war, sank beschämt zu Boden. Seine Biederherzigkeit und angeborene Scheu, Unrecht zu thun, waren stärker als das Sträuben seiner ehemännischen Würde. Er näherte sich seiner Frau und sagte in dem gutmüthigsten und so recht vom Herzen abbittenden Tone: „Verzeih' mir, Leonie! Vergiß Alles, denn, das weiß der Himmel,

wenn Du mich nach zehn Jahren an den heutigen Tag erinnerst, werde ich noch über und über schamroth werden!"

„Wer seine Frau behandelt hat, wie Du," erwiderte Leonie eiskalt und unbewegt, „der sollte nicht daran denken, zu ihr zurückzukehren! Mein Bündel ist geschnürt und ich werde gehen!"

„Herrgott!" rief der General ganz verzweiflungsvoll, „Du siehst, daß ich selbst auf's Jämmerlichste belogen war! Was kann ich mehr thun, als Dir Abbitte leisten? Was geschehen ist, ist geschehen, und wenn ich mir den Kopf herunterrisse!"

„Ich gehe," wiederholte Leonie ruhig, aber entschieden, „Du kannst mich nicht mehr halten, außer wenn Du das Recht, das Dir das Gesetz über mich gibt, in Anwendung bringen willst!" Sie wollte zur Thür hinausgehen, aber der Graf hielt sie an der Hand zurück und sagte:

„Sie sind zu hart, Leonie! Obwohl ich selber Zeuge Ihrer tiefen Kränkung war, muß ich Ihnen diesen Vorwurf machen! Ich weiß freilich auch, daß weder der Wille, noch die Reue hinreicht, einen Stachel aus dem Herzen mit einem Zuge hervorzuziehen. Die heilsame Zeit ist da der einzige Seelenarzt. Ich

werde daher einen Vermittelungs-Antrag machen und hoffe sowohl auf das Entgegenkommen meines würdigen Freundes Greifenstein, als auf Ihre Zustimmung, Leonie! Trennt Euch Beide auf kurze Zeit! Reisen Sie, Leonie, nach Wien, oder besuchen Sie Ihre Verwandte und Bekannte in Paris, einer Stadt, deren gewaltige Eindrücke die kleinlichen Spuren einer häuslichen Scene rasch verwischen werden. Was meint Ihr Beide?"

Das Ehepaar zögerte mit der Antwort. Eine erwartungsvolle Pause war entstanden, ehe Greifenstein sagte:

„Sie sagt Nichts! Ich kann der Erste nicht zustimmen, denn ich wollte Leonie lieber in meiner Nähe haben. Was sie will, ist mir recht. Will sie eine Reise machen, ich will ihr nicht im Wege stehen."

„Leonie," wandte sich der Graf an die noch immer unbewegt Dastehende, „treiben Sie es nicht zu weit!"

„Wohlan!" sagte Leonie nach einigem Kampfe. „Ich nehme es an!"

„Gottlob!" rief der General erfreut, indem er an seine Frau trat und ihr die Hand zur Versöhnung

reichte. Leonie gab sie ihm langsam und halb abgewandt. Es war eine kalte, eine leblose Hand.

Alle zerstreuten sich und suchten Ruhe nach den bewegten Stunden auf dem einsamen Zimmer.

Erst am Abend umstanden sie den Reisewagen der Frau von Greifenstein vollzählig wieder und nahmen den letzten Abschied. Auch Herr von Rack war unter denen, welche gekommen waren, der Scheidenden glückliche Reise und Amüsement in der französischen Hauptstadt zu wünschen. Als der Wagen aus dem Gesichtskreise verschwunden war, sagte von Rack abseits zum Grafen von Thieboldsegg:

„Excellenz, ich habe eine Bitte! Ich bin von den Antiquitäten, die ich in dem alten Schlosse gesehen, so entzückt, daß ich um die Erlaubniß nachsuche, morgen ein paar gute Freunde hinaufführen zu dürfen!"

„Vom Herzen gern!" erwiderte der Graf.

Spornstreichs eilte von Rack auf die Gensd'armerie-Wachtstube, um zwei bis drei Mann auszuwählen, welche ihn am nächsten Morgen in anständiger Civilkleidung auf seinem Rundgange durch das alte Schloß begleiten sollten.

## Sechstes Kapitel.

### Spielt im blauen Karpfen in Kraßnitz.

Die Logik der Ereignisse ist eine anerkannte Sache, seitdem der menschliche Geist den Hochmuth seiner Subjektivität verloren, und es aufgegeben hat, alle Wirkungen, welche den Stempel seiner Urheberschaft nicht haben oder über die ursprünglichen Absichten weit hinausgehende Folgen in sich tragen, als rohe Thatsächlichkeiten anzusehen.

Nun gibt es aber noch eine kleinliche, koboldartige Macht, den Zufall, welcher so keck ist, die Handlungen der Menschen zu verwirren oder ganz zu vereiteln, indem er in den hermetisch geschlossenen Kreis sorgfältigster Berechnungen lachend hineinspringt, ohne sich von dem mit Recht erzürnten Werkmeister wieder verscheuchen zu lassen. Dieser Kobold kommt nicht immer

allein; ihm folgen oft noch mehrere Kameraden, um einen noch ärgeren Unsinn zu treiben, und es dauert nicht lange, so sieht man sie alle in einem hämischen Einverständnisse zusammenwirken. Diese unheimliche Bande ruinirt oft Alles, was sich der klarste und einsichtvollste Verstand erdacht, und stellt das Oberste zu Unterst. Es gibt aber auch Fälle, in welchen sie so sonderbare Dinge zu Tage fördert, ehe sie sich aus dem Staube macht, daß der Verstand, der dem absurden Eingreifen grimmig zugesehen, in die höchste Verwunderung fällt und es nicht unter seiner Würde findet, das tolle Bubenspiel selbst aufzunehmen und mit dem ihm eigenen Ernste zu Ende zu führen.

Zu solchen und ähnlichen Reflexionen fand sich der Rittmeister Haldenried veranlaßt, als er nach Leonie's Abfahrt nach Hause gekommen war und an das Quiproquo des Briefes zurückdachte, dessen Widersinn so ernste Resultate hinterlassen hatte. Ein unermeßliches Staunen über das Spiel der Zufälligkeiten, das in Zwischenpausen immer wieder ausbrach, war von dem Sturme, der in seiner Brust fortwüthete, nicht zu übertäuben. Er hatte den Bruder gefunden und Leonie, das Ideal seines Herzens, verloren. War seine

Liebe auch nur Traum geblieben, man weiß, daß auch Illusionen mit der Schwere von Bleigewichten auf das Haupt Desjenigen herabfallen, dem sie geplatzt sind, und was seinen Bruder betraf, so war die Freude, daß er noch am Leben sei, mit einem nicht zu beschwichtigenden Schrecken unlösbar verflochten, weil er unter so gefährlichen Umständen am Leben war, daß er morgen schon als todt betrachtet werden konnte. Was ihn unter andern Verhältnissen mit Jubel erfüllt hätte, wirkte auf das Bruderherz jetzt wie eine Pein. Und da bebte er nur vor unbestimmten Eventùalitäten zurück und wußte nicht, daß von Rack bereits alle Schlingen gelegt hatte, um sich des Opfers zu bemächtigen. Wenn ihm die Gefahr, die im Verzuge lag, bekannt gewesen wäre, er würde gewiß sogleich mit verzweiflungsvoller Eile alles Dasjenige zur Rettung des Bruders versucht haben, was er aus Furcht vor Ueberstürzung erst am folgenden Tage zu thun beabsichtigte. Die Erinnerung an dieselbe Wiege und die gemeinsame Mutter, die über ein gefühlvolles Herz eine unvergängliche Macht hat, ließ die mattherzigen Bedenken der Gefahren, deren er sich als Offizier aussetze, oder vollends gar die Bedenken der entgegen=

gesetzten Parteifarbe, nicht in ihm aufkommen, ja er ging der Collision, welcher ihn zwei sich widersprechende unvereinbare Pflichten aussetzen konnten, mit vollem Bewußtsein muthig entgegen.

Vor dem Ernst dieser Angelegenheit wich momentan alles Andere zurück, und wollte ihm neben diesen großen Fragen sein Liebeskummer nur wie ein mißlungener Scherz scheinen, so konnte er doch tief innen die Klagestimme seines verwundeten Herzens nicht zum Schweigen bringen. Mit immer neuen Anläufen kam sein Wehe hervor und mußte mit irgend einem Vernunftgrunde zurückgedrängt werden. Es war umsonst. Er hatte eine zu tiefe Leidenschaft für die schöne, geistvolle und in ihrer Veränderlichkeit immer anders, aber gleich mächtig anziehende Frau gefaßt. Wenn ihr Bild mitten unter die Gedanken an seinen Bruder plötzlich unverhofft trat, so glaubte er, indem er es fortscheuchte, daß diese liebliche Tändelei seine Stimmung beeinträchtige, während er es unbewußt doch nur aus der Angst that, daß dieser Schmerz nicht, einmal angehört, Alles übertöne. Diese Geringschätzung seiner eigenen Liebe, welche ihm noch kurz zuvor hoch und heilig gewesen, war nur ein sophistischer

Kniff, den sein Verstand gegen das Herz anzuwenden versuchte, damit er den Verlust des Gegenstandes durch künstliche Herabdrückung seines Werthes minder fühle. Er betrachtete ja Leonie als für ihn verloren! Der Trost, sie wiederzusehen, war so hohl und nichtig, da er ihr nicht gleich nachzueilen vermochte, und in der dazwischen liegenden Zeit lag eine Welt von Möglichkeiten, hinter welchen seine nachhinkenden Erwartungen weit zurückbleiben mußten.

Dunkel und unklar wirbelte ihm dies Alles durch den Kopf. Mehrmals war er aufgesprungen, um dem Zustande gleichsam zu entfliehen, setzte sich aber, wie betäubt, gleich wieder nieder. Sein einsames Grübeln schien ihm nur die Verwirrung seines Geistes zu steigern und er faßte endlich den Entschluß, sich aus dem wilden Schwarme seiner Gedanken, wie ein Soldat, hinauszuhauen.

Er sah auf die Uhr. Es war Acht. Die Stunde war da, um welche er, wenn er nicht im Schlosse geladen war, sich in das sogenannte Offizierskasino im blauen Karpfen zu begeben pflegte, um dort den Abend mit seinen Kameraden zu verbringen. Mit Recht versprach er sich unter dem lebenslustigen, dem Augen-

blicke lebenden Kriegsvolke einige Zerstreuung, aber vornehmlich zog ihn die Anwesenheit seines Freundes Julius Werner dahin. Mit diesem wollte er sich unterhalten und je nach den Umständen ihm das Herz öffnen. Werner hatte ihm ja ein Pfand des Vertrauens gegeben, indem er ihm seine Schicksale in der Bergmühle ausführlich erzählt und ihn über den Stand der Dinge täglich unterrichtet hatte.

„Der glückliche Werner!" sagte er zu sich, als er die Landstraße von seiner Wohnung zum Wirthshause hinabging. „Sein ganzes Unglück besteht nur darin, daß er nicht weiß, wie glücklich er ist! Hedwig liebt ihn — welche Bedeutung können einige Polterworte des Vaters, in der Aufregung einer politischen Debatte gesprochen, haben? Aller Widerstand, den er findet, treibt ihm die Geliebte noch sicherer entgegen. Ungeduldig ist er und nur insofern unglücklich. Ach, wenn mich Leonie liebte — —"

Er trat in's Wirthshaus. Im ersten Stockwerke, wo die Versammlung der Offiziere allabendlich stattfand, ging es schon recht munter her, wie das durch die offenen Fenster herabdringende Stimmengeschwirre verkündigte. Mit dem lärmenden Jubel der verhält-

nißmäßig kleinen Anzahl stand die Stille in den unteren Stuben, wo die gesammte Kraßnitzer Bewohnerschaft kneipte, in einem grellen Contraste. Dort herrschte eine den Zeiten angemessene Mäßigung der Rede und eine bis an Gedrücktheit streifende Ruhe, welche im ganzen Laufe des Abends Niemandem abhanden kam. Aus dieser Ruhe, dieser Apathie, diesem Todesschlaf der Lebensgeister erwachte Keiner, wie auch das oben tafelnde Militair über den Köpfen herumstampfte. Auch das Beamtenthum hatte sich seit Kurzem in die Nähe der Offiziere hinaufgezogen, aus Furcht im Umgange mit den Beherrschten allzu populär zu werden und an Autorität einzubüßen. Die Offiziere hatten die Annäherung freundlich aufgenommen, obgleich sie sonst im Allgemeinen den Herren von der Feder höchst ungewogen waren. Durch die Besuche, die herüber und hinüber gemacht wurden, war das Extrazimmer der Beamten schon längst ein Anhängsel des militairischen Casino's geworden.

Hier aber ging es oft nicht allein tumultuarisch-lustig, sondern auch politisch-bewegt her. Die Gesellschaft machte von der Redefreiheit, die im ganzen Lande verpönt war, den unbeschränktesten Gebrauch

und bildete einen wahrhaft revolutionären Verein, welcher aber keine Schließung zu fürchten hatte, weil er seinen destructiven Eifer nicht nach Oben, sondern nach unten richtete. Da war besonders der ältliche Auditor Sedlik, ein Czeche von Geburt, bemerkbar, welcher bei jeder Gelegenheit bemüht war, die Gemüther gegen die Zeittendenzen zu erhitzen. Dieser eifrige Mann hatte noch öfter die Gewohnheit, den Offizieren, die meist junge Leute waren, direkt und indirekt in's Gewissen zu reden, weshalb er auch der politische Feldpater getauft worden war. Obwohl keine eigentliche Veranlassung vorlag, schien der versorgende Auditor doch eine geheime Angst zu haben, daß sie sich eines Tages ihrer Abstammung erinnern könnten, da der Eine ein Deutscher, der Andere ein Pole, der Dritte ein Serbe u. s. f. war und doch alle Oesterreicher sein und bleiben sollten. Wenn man Sedlik's Vorträge über Disziplin und den Geist der Armee anhörte, so konnte man ihn dreist für einen Veteranen aus dem dreißigjährigen Kriege halten. Den jungen Leuten, welche leichte Unterhaltung suchten, waren diese Ergüsse oft ungelegen, aber Sedlik's zudringlicher Patriotismus war nicht leicht abzu-

weisen. Der Umstand, daß man in letzter Zeit in Folge gewisser Vorfälle munkelte, der Feldpater denunzire auch fleißig, that der Autorität des Redners keinen Eintrag. Im Gegentheil! Seine Reden wurden noch aufmerksamer angehört und die Opposition, welche sie früher oft fanden, verminderte sich und wurde weit geschmeidiger. Jedermann fühlte den Einfluß eines Alles überwachenden Geistes, — nach dem Prinzip einer neuersonnenen Gleichberechtigung wurde den sogenannten Unterdrückern wie den Unterdrückten mit demselben Maße gemessen.

Haldenried hatte an diesen Reden oft Anstoß genommen, hielt aber Sedlik's hyperloyale Feldpredigten lediglich für zwanglose und unsaldirte Eingebungen eines absonderlich organisirten Kopfes. Seine Erscheinung war ja auch in diesem Kreise nichts Ungewöhnliches; jedes Regiment, vielleicht jede Compagnie hatte ihren Sedlik. Wiewohl geistreicher, als Julius Werner, theilte Haldenried doch dessen schwärmerische Ansichten über das verjüngte Oesterreich vollkommen, ohne sich von widersprechenden Einzelnheiten, die in Hülle und Fülle auftauchten, beirren zu lassen. Es ist überhaupt der jugendlichen Phantasie eigen, sich

um Details nicht zu kümmern, besonders wenn sie nicht in ihren Kram passen, um nicht, wie sie glaubt, das große Ganze aus dem Auge zu verlieren, während sich dieses eben aus den verachteten Kleinigkeiten aufbaut. Leider macht man so schwer Erfahrungen an Anderen; man muß selbst am Kragen gefaßt werden.

Als Haldenried in den Saal getreten war, hatte sich eben über eine militärische Standrede des trefflichen Sedlik von allen Seiten eine lauttobende Debatte erhoben. Ohne auf den Gegenstand des Streites zu achten, trat er, da Werner unter den Anwesenden nicht zu erblicken war, an einen der nächstsitzenden Waffengefährten und fragte ihn, ob jener schon dagewesen sei. Das wurde sowohl von dem Gefragten, als mehreren Nachbaren verneint, aber einer derselben machte die Bemerkung hinzu, daß ihm Werner in der Dämmerung mit großer Eile und in nicht gewöhnlicher Aufregung begegnet sei, und ohne stehen zu bleiben, ihm zugerufen habe, daß er später wieder in's Casino kommen werde, um den Kameraden vor seiner am nächsten Morgen bevorstehenden Abreise Adieu zu sagen, worauf er in der Richtung gegen

die Bergmühle oder das Schloß weiter gerannt sei. Der Rittmeister war sehr betroffen, da Werner im Sinne hatte, für die ganze Dauer des Urlaubs in Kraßnitz zu bleiben, was leicht erklärlich war, und es ließ sich bei dieser Abänderung nur annehmen, daß dem Entschlusse irgend ein störender Zwischenfall, am wahrscheinlichsten ein gänzlicher Bruch mit dem Bergmüller vorangegangen. Mit bedenklichem Kopfschütteln trat er bei Seite und kam bis an das, nur durch ein Stübchen getrennte Extra-Zimmer der Beamten, dessen verhältnißmäßig große Stille ihn einlud, sich dort niederzulassen und seinen Freund zu erwarten. Er setzte sich an die Spitze einer länglichen Tafel, an welcher weiter unten sechs bis acht Gäste eine Frage diskutirten. Vier darunter waren Beamte, die zwei ihm am nächsten, sich gegenüber Sitzenden, die beiden Ortsgeistlichen, der Dechant, ein heiter und wohlwollend aussehender Greis von großem körperlichen Umfange, und der Kaplan, Pater Michael, ein Freund und Protegé der Comtesse Sophie von Thieboldsegg, ein ganz junger, schmächtiger, hohlwangiger, bleicher Mann mit großen schwarzen Augen, welche durch die arglistige Klugheit und un-

gemeine Leidenschaftlichkeit ihres Ausdrucks eine unheimliche Anziehungskraft ausübten.

Haldenried, im Nachdenken verloren, hatte im Augenblick nicht die nöthigen Sinne, an dem Gespräche seiner Nachbarn irgendwie theilzunehmen. Als aber die Unterhaltung, die anfangs gedämpft geführt worden war, in einen hitzigen Zweikampf zwischen den beiden Theologen ausartete, der durch die laute Heftigkeit des Kaplans das ganze Zimmer beherrschte, mußte er unwillkürlich seine Aufmerksamkeit darauf hinrichten.

„Daß ich solche Opposition bei dem Herrn Dechanten finde," sagte der Kaplan in sehr gereizter Sprache, „betrübt mich, zumal da mir scheint, daß sonach seine Ansichten im schneidenden Widerspruche mit dem Geiste der ganzen katholischen Geistlichkeit nicht nur in Oesterreich, sondern in ganz Europa stehen. Die große religiöse Bewegung, welche alle Länder von Osten bis in den fernsten Westen ergreift, wird nicht stillstehen, sondern fortschreiten und den sinnekitzelnden Materialismus und die heidnischen Irrlehren einer glaubenslosen Philosophie, welche die Revolution geboren haben, mit Stumpf und Stiel ausrotten! Die Ar-

meen haben Großes gethan, aber die Reihe ihrer Siege wäre nur in Flugsand eingedrückten Fußtapfen gleichzuachten, die der nächste Morgenwind verwischt, wenn nicht die Kirche auf dem gewonnenen Boden fortbaute, gleichwie die Werke großer Eroberer nur Eintags-Schöpfungen waren, wenn sich die Staaten nur auf ihre Bajonette und Kanonen stützten und den mit Gewalt gebrochenen Trotz der Völker in freudigen Gehorsam zu verwandeln vernachlässigten. Da fängt die höhere Aufgabe erst an, die Erziehung, die geistige Umbildung, die innere Bekehrung, mit einem Wort die Christianisirung eines verweltlichten Jahrhunderts. Nur wenn die Siege zu diesem Ziele führen, war es um das vergossene Blut nicht schade, sonst aber wären sie nicht einmal des verschossenen Pulvers werth; der Staat, der von seinem Ursprunge abgeirrt ist, muß wieder zu seinem Ursprung zurückkehren und sein neues Leben für und durch die Kirche proklamiren, sein Werk ist gethan und seine Waffen können rosten. An der Kirche, die sich ihrer apostolischen Mission wieder bewußt geworden, ist es jetzt, zu ihrem Schwerte zu greifen!"

„Sie haben eine so langwierige Ausführung nicht

nöthig gehabt," erwiderte der Dechant in seiner ruhigen und milden Weise. „Ich habe Sie schon zuvor verstanden. Jeder wahre Priester muß wünschen, daß sich der religiöse Sinn hebe. Darin bin ich mit Ihnen einig, aber über das Mittel der Hebung denken wir himmelweit verschieden. Die Waffe des Priesters ist das Wort, die Liebe, das gute Beispiel. Jedes andere Schwert kehrt sich gegen ihn selber."

„Liebe, Worte und gutes Beispiel," versetzte der Kaplan mit einem Anfluge des Spottes um die schmalen, farblosen Lippen, „würden ausreichen, wenn die Welt mit lauter frommen Kindern bevölkert wäre. Wollen Sie aber damit auch gegen den Verstockten, Gottlosen und Andersgläubigen auskommen? Warum verfügt denn die Kirche über Segen und Fluch? Philosophen, Aufklärer und Freimaurer predigen freilich seit hundert Jahren, daß die Religion Sache des eigenen Gewissens bleiben müsse und wir haben gesehen, daß diese Doktrin beinahe zur Vernichtung des priesterlichen Ansehens und zum völligen Umsturze der ganzen gesellschaftlichen Ordnung geführt hätte. Es ist eine Geschichtsfälschung; von mattherzigen Humanisten begangen, zu behaupten, daß das Christenthum

durch liebreiche Mahn- und Bußworte begründet und die Heerde seiner Anhänger nur mit dem friedlichen Hirtenstabe vereinigt worden ist, da doch Blatt für Blatt verzeichnet steht, welchen Kampf seine Einführung und Verbreitung gekostet — ein Kampf, in welchem das Blut auf der einen oder der anderen Seite stromweise geflossen. Wie die Kirche entstanden und gewachsen ist, so nur kann sie fortbestehen. Ein sogenanntes gemüthliches Dahinleben ist ihr Tod. Sie muß entweder streiten und verfolgen, oder unermeßliche Leiden erdulden. Sie muß ihr heiliges Amt entweder mit dem strengen Ernst eines Groß-Inquisitors verwalten, oder ein Märtyrer werden; sie muß Kaiser und Könige haben, die ihr den Steigbügel halten, oder bereit sein, Backenstreiche von jedem Lotterbuben zu empfangen. Nur im Leiden ist sie groß, wie sie es auch in der Verfolgung ist!"

„Also mit andern Worten," antwortete der Dechant, „Sie wünschen Ketzergerichte, Scheiterhaufen, die Inquisition?"

Sichtlich betroffen senkte der Kaplan die Augen, erhob sie aber rasch wieder und sagte mit einer trotzigen Entschiedenheit:

„Ja, ja! Ohne Zweifel, aber nach einer zeitgemäßen Einrichtung, das versteht sich! Nach einer zeitgemäßen Einrichtung!“

„Ihnen, Herr Kaplan,“ sagte der Dechant mit einem die verblüfften Zuhörer um Nachsicht bittenden Blicke, „ist offenbar irgend ein Buch, das Sie im Seminarium zu eifrig gelesen, zu Kopfe gestiegen!“

„Eine höchst auffallende Aeußerung!“ rief Pater Michael höchst aufgeregt. „Da müssen Sie ja auch die besten katholischen Journale, die denselben Ton anschlagen, und die mündlichen und schriftlichen Kundgebungen der ersten kirchlichen Autoritäten aller Länder für den Ausdruck der Verrücktheit erklären.“

„Nahebei,“ gab der Dechant ruhig und sicher zur Antwort. „Ich glaube, es steckt mehr Herrschsucht als Religion darin. Die Herren vergessen, daß wir nicht mehr in den Zeiten Gregor des Großen leben, sondern eine Welt vor uns haben, in welcher die Menschen ihr Brod suchen und die Tage rechtlich und friedlich dahinzubringen lieben. Ich bin daher überzeugt, daß der allerneueste Bekehrungseifer der Kirche nur schaden und den letzten Einfluß des Clerus untergraben wird.“

„Die Menschen sind das," sprang der Kaplan in's Wort, „wozu man sie anhält, erzieht, macht. Wer hätte gedacht, daß der Freiheitstaumel vom Jahre Achtundvierzig so rasch und so kläglich enden werde? Das souveränetätslüsterne Volk duckt sich jetzt zehnmal demüthiger, als je zuvor, kaum daß man ihm mit einem Kugelregen die Freiheitsglut abgekühlt. Es wird und muß auch der religiöse Indifferentismus und die Häresie umschlagen, wenn man dieselben Mittel anwendet, denn wenn der Gebrauch der Gewalt von politischen Phantomen kurirt, so muß er auch Unglauben und religiösen Irrwahn heilen."

„Sie und die Parthei, der Sie anhängen," versetzte der Dechant, „wollen also die Menschen mit Gewalt in die Messe und zur Beichte treiben?"

„Besteht nicht auch Schulzwang?" gab der Kaplan lakonisch zur Antwort.

„Nach meiner Ansicht," sprach der Dechant, „hat die Kirche nur Glocken, um die Leute zusammen zu rufen, aber nicht Gensd'armen. Gewaltsame Bekehrung gehört vergangenen Jahrhunderten an, gleich wie die Zeit der Zeichen und Wunder vorüber ist."

„Das leugne ich!" rief der junge Fanatiker. „Ich

leugne Eines und das Andere! Zeichen und Wunder geschehen noch immer, aller Tage, an allen Orten! Nur für die Rationalisten giebt es keine, welchen die Josephinische Toleranz Zeit gelassen, den Unglauben zur modernen Wissenschaft auszubilden. Von diesen Leuten wimmelt es in den Städten, sie beherrschen die Pressen und die Katheder und sie sind es, die die unbegreiflichsten Erscheinungen auf natürliche Weise auslegen und da, wo sie um Auskunft verlegen sind, mit vornehmer Scepsis die Achseln zucken. Das Ansehen, welches sie unleugbar genießen, hat es dahin gebracht, daß Bildung in der Welt höher steht, als ein frommer Sinn, und so sehen wir, daß die staunende Menge ihnen Alles nachbetet, um das modische Prädikat eines Gebildeten zu verdienen. Einfache, unverdorbene Gemüther, in welchen die Ahnung des Ueberirdischen noch lebendig ist, werden jenen weltlichen Sophisten zum Gegenstande des Hohnes, und es ist so weit gekommen, daß Wallfahrer, welche an Gnadenorten wunderbare Einwirkungen an sich empfunden haben, oder außergewöhnlicher Erscheinungen gewürdigt worden sind, bei ihrer Heimkehr nur ganz schüchtern Aussagen gemacht, ja sich sogar völliges

Schweigen auferlegt haben, um das Zeugniß, das sie der Wahrheit zollen, nicht dem profanen Gelächter preiszugeben. Wer nichts sehen will, kann nichts sehen. Auch der Fünffürst von Galiläa hat nichts gesehen, obwohl die Wunder unter seinen Augen in seinem eigenen Reiche verrichtet wurden. Das muß sich ändern! Der Terrorismus der Bildung muß aufhören und die Religion das Scepter emporheben und über die kleinsten Beziehungen des Lebens herrschen! Die Zeit der Zeichen und Wunder ist nicht vorüber, o nein, nein, und sie wird mit der Weckung des religiösen Geistes in ganzer Gloria aufleben! Daß aber Sie, Herr Dechant, einen solchen Ausspruch gethan, welcher einem Rationalisten, aber nicht dem katholischen Priester in den Mund paßt, setzt mich in die größte Verwunderung und überzeugt mich, daß der Alles zernagende Wurm der Aufklärung sogar in die Pfeiler der Kirche hinein Löcher gebohrt haben müsse."

„Ach, lassen Sie mich in Ruhe!" rief der Dechant, sich geräuschvoll vom Stuhle erhebend, mit einem von höchstem Unwillen gerötheten Gesichte. „Sie wollen einen Mann, der sechsundvierzig Jahre die Seelsorge versehen, über Religion schulmeistern, Sie, der Sie

kaum dem Seminarium entlaufen sind! Ich habe mir überall, wo ich gewesen, die Achtung und Liebe meines Pfarrsprengels erworben; sehen Sie zu, daß Sie einmal ein Gleiches sagen können und nicht als ein überschnappter Tyrann gehaßt und gemieden werden!"

„Bravo!" rief der Rittmeister, lauten, freudigen Beifall klatschend, während der Dechant so schnell, als ihn seine alten Beine trugen, zur Thür hinaushumpelte, ohne sich mehr umzusehen. Desto größer war der Eindruck der Demonstration auf die Zurückbleibenden, besonders auf den Kaplan, gegen welchen sie gerichtet war und der sie von einem Soldaten nimmermehr erwartet hätte. Hoch aufgeregt, das hohlwangige Gesicht auf die linke Hand gestützt, saß er, einem verstörten Fieberkranken nicht unähnlich da, und stierte mit flammenden Augen vor sich hin, auf einer Seite von dem zweideutigen Stillschweigen der Beamten umgeben, auf der anderen von einem offenen Gegner belagert. Die Stellung war nicht behaglich, aber es schien nicht, daß ihn Reue und Mißvergnügen, zu leidenschaftlich vorgegangen zu sein, im Stillen quälte; er machte vielmehr den Eindruck eines Menschen, der seinen Zorn verbeißt und auf bessere Gelegenheit zur

Rache brütet, oder in seinem Trotze schwelgt und nur einen neuen Angriff ablauert.

Der Rittmeister war nicht gesonnen, sich mit ihm in Streit einzulassen. Die Episode, die seine Gedanken von ihrer ursprünglichen Bahn abgezogen, war bald wie ein Schattenspiel an der Wand verschwunden, kaum, daß sie einige stille Bemerkungen über das Vorgefallene veranlaßt hatte. Welche Wichtigkeit und welche Consequenzen konnten die Ansichten eines überspannten Priesters haben, gegen welche einer seiner eigenen Standesgenossen auf der Stelle so energisch protestirt hatte? Und dennoch täuschte sich Haldenried in diesem besonderen Falle, wie die ganze gebildete Welt im Allgemeinen über die religiöse Frage, welche aus dem geschlossenen Krater der Revolution gestiegen war und dem Zeitalter der Humanität und der ganzen Wissenschaft Krieg auf Leben und Tod erklärt hatte. Auch da täuschte sich das große Publikum und glaubte den heraufbeschworenen Geist des Mittelalters mit spöttischem Lächeln und verächtlichem Naserümpfen bannen zu können. Man war ja bis zum Jahre Achtundvierzig gewohnt gewesen, die Geistlichkeit gegen die Forderungen der Zeit nachgiebig zu finden und sie in den

Reihen der liberalen Opposition in den Kammern aller Länder zu sehen! Trotz der bedenklichsten Symptome, welche sich nun in allen möglichen Formen kundgaben, fühlte man sich nicht berechtigt, den früheren Liberalismus für ein bloßes Scheinmanöver zu halten, welchem bei der Gunst der gegenwärtigen Verhältnisse so plötzlich eine so ganz veränderte Frontstellung folgte, sondern fuhr fort, die theologischen Excentricitäten auf Rechnung einzelner Individuen und extremer Partheien zu schreiben. Gewiß lag dieser allgemeinen Anschauung viel edles Vertrauen, sicherlich aber wenig Tiefblick zu Grunde. Auf diese Weise mußte die Ueberraschung um so größer sein, von welcher alle Confessionen ohne Unterschied befallen wurden, als die berüchtigten Staatsverträge mit Rom, wie über Nacht aus dem Boden gestampft, in allen Ländern auftauchten, um, dem ganzen Gange der politischen Entwicklung entgegen, einen Staat neben und über dem Staate zu bilden. Der Euphemismus, mit welchem sich diese Staatsverträge Concordate nannten, vermochte Niemanden mehr zu blenden, man sah die Hierarchie wie mit einem Ruck aufleben und ein Stück vom Mittelalter repräsentiren, allerdings nach einer

zeitgemäßen Einrichtung, welche ja schon der überspannte Kaplan von Kraßnitz zugestanden hatte.

Haldenried schwebte eine ruhmvolle, thatenreiche Zukunft des Staates, dem er diente, vor den Augen, statt dessen sollte sein Degen allen Ernstes der bleichen, abgezehrten Gestalt im Priesterrocke, welche seiner ferneren Beachtung ungewürdigt, am Tische neben ihm finster brütete, zur Verfügung gestellt werden. Er würde gewiß denjenigen, welcher es ihm in diesem Augenblicke prophezeit hätte, für verrückter gehalten haben, als den Kaplan selber, welcher solche Ansprüche erhoben.

Nach der Entfernung des Dechanten herrschte im Zimmer eine lange schwüle Stille, welche durch einige kaum erwiderte Aeußerungen der Beamten nur momentan zu verscheuchen war, die Stimmung für gesellige Unterhaltung war an diesem Abend vernichtet. Aus diesem Zustande sollten die Anwesenden auf eine etwas schreckenvolle Weise befreit werden.

Plötzlich ließ sich ein Lärm, der immer lauter anschwoll, auf der Straße vernehmen. Die unverständlich durcheinander schreienden Stimmen verkündeten einen großen Zusammenlauf von Menschen, bis

endlich von allen Seiten heraufdringende Feuerrufe über die eigentliche Ursache der Bewegung keinen Zweifel übrig ließen.

Alles drängte sich an die Fenster. Ein langer, grell rother und röthlich gelber Streifen stand am Saum des Westhimmels, gerade über einem waldigen Bergrücken, dessen schwarzer Schatten eine wirksam kontrastirende Unterlage bildete.

Es brannte zwar nicht in Kraßnitz, aber in nächster Nähe, dem Anscheine nach in einem benachbarten Dorfe, das etwa eine halbe Stunde entfernt war.

Hülfebringende und Neugierige jagten in wilder Hast über die Johannisbrücke nach dem Schauplatze des Unglücks, Spritzen und Kutschen rasselten dazwischen und Gensd'armen arbeiteten sich hindurch.

Als sich der Rittmeister vom Fenster wieder wegwandte, waren alle Gäste verschwunden. Er war allein, auch im Offizierssaale hatte sich die Gesellschaft bedeutend gelichtet. Da — während des allgemeinen Tumultes, welcher noch immer zu wachsen schien, kamen rasche Schritte die Treppe herauf, ein Offizier stürzte in's Zimmer — es war Werner.

„Kommst Du endlich!“ rief ihm Haldenried erfreut entgegen. „Weißt Du, wo es brennt?“

„Hier —“ erwiderte Werner, indem er auf seinen Kopf zeigte, ganz tonlos, „hier brennt es gewiß am stärksten!“

„Was gibt es denn wieder?“ fragte der Rittmeister, der die Bedeutung der gehörten Worte noch nicht bemessen konnte. „Auch ich habe Dir eine Welt von Neuigkeiten mitzutheilen!“

„Nein,“ rief Werner mit aufgeregter Hast, „sage nichts! Ich kann nichts hören! Ich bin taub, blind für Alles, ausgenommen für das wahrhaft schmachvolle Mißgeschick, welches aus heiterem Himmel auf mich Unglücklichen herabgefallen ist —“

„Nun, nun, nun!“ rief der Rittmeister, nicht nur von den Worten, sondern von dem ganzen verwirrten und verstörten Aussehen seines Freundes, den er erst jetzt näher betrachtet hatte, in Unruhe versetzt.

„Ich bin davongejagt,“ sagte Werner mit dem Ausdruck wahrer Verzweiflung. „Ich bin als unwürdig erklärt, in der Armee fortzudienen! Meine Stellung, meine Ehre — Hedwig ist mit einem Schlage dahin und ich kann jetzt keinen besseren Einfall haben, als

mir eine Kugel durch den Schädel zu jagen! Da lies!" Er riß ein Papier aus der Brusttasche hervor und warf es dem Rittmeister auf den Tisch hin, welcher rasch darnach griff und zu lesen anfing.

Es war ein Quittirungsrevers.

An allen Mienen verändert, hielt Haldenried das gelesene Schriftstück starr und stumm in den Händen und fand lange nicht das Wort, das seiner Bestürzung den stärksten Ausdruck verleihen solle.

„Was hat es gegeben? Was zwingt Dich zu diesem Schritte?" fragte er endlich.

„Eine Denunciation und ein Auftritt mit meinem Obersten!" erwiderte Werner.

„Mit Baron Reuter?"

„Mit demselben!"

„Ist der denn hier?"

„Höre nur, höre nur!" sprach Werner, indem er die Hand seines Freundes ergriff und sich neben ihn auf einen Stuhl warf. „Heute Morgens — in aller Frühe bringt mir mein Bursche die Nachricht, der Oberst sei hier — er besuche den Grafen Thieboldsegg. Ich freue mich noch darüber und beeile mich, ihm meine Aufwartung zu machen. Ich finde ihn noch im

Gasthofe, eben im Begriff, in's Schloß überzusiedeln. „Schöne Sachen hört man von Ihnen!" schnaubt er mich in seiner barschen Weise an, und da ich ihn stumm und voll Verwunderung, was er wohl meinen könne, ansehe, fährt er fort: „Sie haben in Wien an einem öffentlichen Orte Verkehr mit Leuten gehabt, die für's Zuchthaus reif sind und vermuthlich noch in's Zuchthaus kommen. Ist das ein Umgang für einen Offizier?" — „Herr Oberst," sage ich, ich bin in der That kurz vor meiner Abreise von Wien in einem Wirthshause mit ein paar Freunden aus früherer Zeit zusammengetroffen. Was auch ihre Ansichten seien mögen, es sind brave, unbescholtene Leute." — „So?" unterbricht mich der Oberst, „unbescholten? Ein entlaufener Pfaff, ein davongejagter Professor, ein revolutionärer Scribler sind bei Ihnen unbescholtene Leute? Wenn Sie solche Freunde haben, so kann ich Ihnen nur den Rath geben, die Kameradschaft mit den Offizieren aufzugeben!" — „Herr Oberst!" rufe ich, „der Denunciant, dem ich diesen Auftritt verdanke, wird doch, wenn er noch einen Funken Gewissen im Leibe hat, ausgesagt haben, daß ich mir meinen Freunden von ehemals gegenüber — ja ich halte diesen Aus-

druck fest, meinen Freunden — meiner Ehre als Offizier nichts vergeben, ja daß ich in einer kurzen Debatte sie zu belehren versuchte" — „Belehren!" fährt mir der Oberst in's Wort. „Am Ende wollen Sie auch noch mich belehren? Der Ehre nichts vergeben? — wer mit solchem Gesindel Umgang hat, vergiebt der nichts seiner Ehre? Aber so ist's! Ein Mensch, der Antecedentien hat, wie Sie, der ist nicht zu bessern! Er sollte versuchen, diese Antecedentien vergessen zu machen, indem er alle alten Verbindungen abschwört, aber nein! Einen Mohren wäscht man nicht weiß und ein Rother bleibt zeitlebens ein Rother! Ich sollte Ihnen eigentlich den Prozeß machen — aber — ich will nicht Ihr Unglück! Das aber sage ich Ihnen: ich kann bei mir keinen Oktoberhelden brauchen."

„So werde ich meine Quittirung einreichen!" sagte ich kurz, kehrte um und ging fort. Ja, ich gebe allen Widerstand auf, er ist ja, wie Du weißt, bei uns ohnehin unmöglich! Was würde mir ein Prozeß nützen? O mich ergriff ein Ekel — ein unaussprechlicher Ekel, und so schwer es mir fällt, meine Kameraden zu verlassen — meine Carrière beendet zu sehen — so furchtbar es ist, Hedwig zu lassen — mein Loos

liege da, wie es eben liegt. Der Mohr kann gehen und sich hängen! Es ist schrecklich, aber eigentlich geschieht mir ganz Recht."

Er schlug sich wild auf die Stirne.

„Alles wegen Deiner politischen Antecedentien!" rief Haldenried. „Unglaublich, daß so etwas geschehen — daß solche Paschawillkür eine Zukunft zertrümmern kann! Und diese Denunciation! Ich weiß nicht, was ich dafür gäbe, wenn ich den Geist der Inquisition, der da hervorguckt, nicht gesehen hätte! Ich kann und darf Dir keinen leeren Trost geben, keine eitlen Hoffnungen machen! Wirf Deine Charge hin, und selbst auf den Fall hin, daß man sich besinnen und sie Dir wieder anbieten würde, so wirf sie noch einmal hin! Vielleicht schon morgen wirst Du darüber ganz anders denken, denn es gibt auch einen Stolz des gekränkten Verdienstes, welcher sich auf die Stufe der Erniedrigung nicht herabdrücken läßt. Fasse Muth, den Kopf in die Höhe! Was Dir das Geschick auf dieser Seite nimmt, wird Dir auf der anderen Seite von den lieblichsten Händen entgegen getragen!"

„Wenn das der Fall wäre! Wenn es der Fall sein könnte!" rief Werner tief aufseufzend und hoff-

nungslos. „Es ist nicht daran zu denken! Hedwig ist für mich verloren! Das ist es ja, was den Schlag so unheilbar macht! Meiner Stellung wegen, die ich jetzt wie ein Ausgestoßener verliere, habe ich mich mit ihrem Vater zerworfen, diesem Ehrenmanne, welcher mir sein einziges Kind gegeben, wenn ich meine Charge freiwillig geopfert hätte! Kann ich mit einem Funken von Ehre im Leibe vor ihn hintreten und sagen: Herr, Sie wollten mir Ihre Tochter, so lange ich Soldat war, nicht geben. Dieses Hinderniß besteht nicht mehr, denn ich bin soeben davongejagt worden. Das kann, das kann ich nicht, und wenn ich es könnte, so würde mir der Bergmüller die Thür weisen!"

Bei den letzten Worten traten einige Offiziere ein. Auch der würdige Sedlik erschien im Hintergrunde.

„Wißt Ihr," rief ihnen Haldenried entgegen, „daß unser Freund Werner seine Charge niederlegen muß?"

„Warum?" fragten Alle sehr betroffen.

„Wegen seiner Antecedentien!" gab Haldenried zur Antwort. „Während er in den Lagunen kämpfte, waren sie Niemandem eingefallen! Seht, erst jetzt denkt man daran, die Armee von einem so braven und tapferen Offizier zu säubern."

„Auch ich habe Antecedentien!“ rief ein Serbe. „Wer will behaupten, daß ich nicht ein ganzer Soldat bin?“

„Das ist zum Lachen!“ bemerkte ein Ungar. „Bin auch nicht mit schwarzgelben Streifen am Leibe auf die Welt gekommen!“

„Aber, meine Herren —“ ließ sich Sedlik mit warnender Vaterstimme vernehmen, um die aufgeregten Gemüther abzukühlen.

„Ein erbärmlicher Undank,“ fiel der Rittmeister ein, „aber mit Schimpfen und Beileidserklärungen wird nichts gut gemacht! Einen Protest sollten wir aufsetzen und mit unseren Unterschriften bedeckt in der ganzen Armee herumgehen lassen.“

„Ich unterschreibe,“ sagte der Ungar.

„Aber Herr Haldenried,“ rief Sedlik, „lassen Sie sich um's Himmelswillen aus rein freundschaftlicher Parteinahme nicht zu einem so unnützen und geradezu gefährlichen Schritte hinreißen!“

„Herr Hauptmann Sedlik hat Recht!“ rief Werner, sich unverhofft erhebend und vorspringend. „Er kennt den Geist, der die Regierung durchweht, besser als Ihr! Auch ich kenne ihn jetzt, leider zu spät, aber mir ist der Staar gründlich gestochen worden! Ein

Teufel ist in dieser Uniform versteckt, welchen ich erst entdecke, da ich sie ausziehen muß! Dieser Teufel hat mir die Augen verblendet und die Eitelkeit an die Stelle meines politischen Gewissens gesetzt! Wer eine Vergangenheit hat wie ich, soll freilich nicht unter diesen Fahnen stehen, wenn er nicht als Ueberläufer gelten und die Schande eines solchen am Ende ernten will. Reue, tiefe Reue zerfrißt mir das Herz! Tretet den Ansichten des Obersten nicht zu nahe, sie sind ja allgemein vorhanden in dieser Welt! Werft diesem Regime höchstens vor, daß es sich meiner so spät erinnere und mich nicht nach meiner Gefangennehmung in Wien in einem Graben mit den Uebrigen erschossen habe! Der Tod war mir damals willkommen, und ich läge jetzt im ewigen Frieden, ohne die Qualen dieses Augenblicks zu kennen! O warum sind alle italienischen Kugeln an mir vorübergepfiffen, oder warum habe ich das Gewehr, das man mir aufgedrungen, nicht gegen mich selbst gerichtet! Ich bereue jeden Schuß, den ich abgefeuert habe, der Ruhm, mit geholfen zu haben, das letzte Bollwerk der Freiheit umzureißen, ist mir zu einem Fluche geworden! Ein Geist der Vergeltung zieht nicht nur durch die Weltgeschichte, sondern auch

durch das einzelne Leben, und wie er mich heute mit unerbittlichen Händen ergreift, so wird er auch eines Tages kommen und die Regierung von Oesterreich nach ihren Antecedentien fragen! Adieu, Adieu, Kameraden —" Plötzlich abbrechend und das Taschentuch an die von Thränen überquellenden Augen drückend, stürzte der Unglückliche zur Thür hinaus, während die Anwesenden ergriffen und erschüttert dastanden.

Selbst Haldenried, von dem Eindrucke wie gefesselt, dachte nicht gleich daran, dem in die Nacht hinausfliehenden Freunde zu folgen. Als er eine Weile später auf die Straße herabgekommen, war Werner längst verschwunden. Gedankenvoll blieb er stehen, ohne die ihn umwogende Menschenmenge zu sehen, wie wenn er allein wäre. Eine Betrachtung jagte die andere, aber der Stoff, den der ereignißreiche Tag geliefert, war nicht zu bewältigen. Bald war er im Geiste bei seinem Bruder auf dem Schlosse, bald eilten seine Gedanken dem Wagen nach, der Leonie davontrug, bald verweilte er bei Werner ...

Als er gleichsam erwacht war und nach Hause ging, war der Flammenschein am Himmel längst verschwunden und die Spritzen sammt der Löschmannschaft waren

wieder zurückgekehrt. Man hatte weder in dem Dorfe, noch in der Umgebung ein Feuer entdeckt. Da sich gleichzeitig der Glutstreifen am Firmament verloren hatte, gab die Erscheinung Veranlassung zu den wunderlichsten Auslegungen, wie sie der Phantasie des Volkes eigen sind. Dem Einen verkündigte das Phänomen Krieg, dem Anderen den Ausbruch der Cholera, Andern war es nichts als ein Luftbild, aber alle waren gespannt, an einem der nächstfolgenden Tage etwas Genaueres darüber zu hören oder in einer Zeitung zu lesen.

---

## Siebentes Kapitel.

### Schließt mit Wundern und Zeichen.

Ziemlich weit draußen vor Kraßnitz steht auf einem weiten Felde eine altersgraue, architektonisch interessante Kirche, welche jedoch längst nicht mehr zum Gottesdienste benutzt wird und ihrem Verfall entgegen geht. Ihr Thurm mit den ausgebrochenen Spitzbogenfenstern, allabendlich von einem Volk von Krähen umschwärmt, die uralten, mächtigen Lindenbäume ringsum und der Friedhof mit den eingesunkenen Gräbern geben ein melancholisches Bild und dieses präsentirt sich am Besten, wenn man die Fahrstraße ein Stück Weges verfolgt und die schwarze, schmale, aus einem einzigen Bogen bestehende, steil hinan und hinablaufende Johannisbrücke betritt, die mit der Kirche beinahe von

gleichem Alter sein mag. Unter ihr schießt die Kraßnitz, ein kleines, aber recht wildes Flüßchen reißend schnell vorbei, die ausgefranzten Ufer bilden tiefe Einbuchten, wo Weiden in's Wasser herabtauchen, wie es scheint, in einem ewigen Kampf gegen den Drang der Wellen begriffen. Weiterhin dehnt sich eine morastige Gegend, wo hohes Ried wuchert und einzelne Erlen stehen.

Auf der Brücke ragt, aus Stein gemetzt, die lebensgroße Statue des Heiligen, dessen Namen sie trägt, und trotzdem man in neuerer Zeit ihr den heiligen Wenzel in Erzguß gegenübergestellt hat, fällt es Niemandem ein, mit der einem gekrönten Haupte schuldigen Rücksicht die Brücke umzutaufen. Wie groß auch die Verehrung sein mag, deren sich der heilige Wenzel erfreut, der Blick der mit dem Tragkorb vorübergehenden Bäuerin fällt sicherlich zuerst auf das geschwärzte Bild des heiligen Johannes und der alte Bauer grüßt es mit submisserer Bewegung. Selten ist's, außer in Winterzeiten, daß dem Scheitel des Heiligen ein Kranz von Blumen fehlt.

Der Reisende, der von dem benachbarten Grenzorte herüberkommt, erblickt hier zum ersten Male die

beiden Heiligen, die das Volk der Böhmen mit seiner Liebe bevorzugt. Er mag sie sich genauer ansehen, da sie ihm später auf allen Wegen begegnen werden. Die fromme Welt in dem alten Hussitenlande verehrt zwar noch zur Stunde eine ganze Anzahl von Heiligen, aber keiner derselben kann sich rühmen, die immense Popularität der beiden obengenannten Schutzpatrone erreicht und bis in unsere Tage behauptet zu haben. Während es alle Uebrigen nur zu einer örtlich begrenzten Kirchenfeier und einer achttägigen Andachtsoktave hinaufgebracht haben, werden die Namenstage der beiden Letztgenannten wie Land- und Nationalfeste gefeiert, welche Schaaren von Pilgern nach dem alten „goldenen" Prag locken.

Daß die beiden Heroen des böhmischen Kirchenkalenders keinen Rivalen neben sich dulden, steht fest, aber eben so wenig kann in Abrede gestellt werden, daß der Grundton und das Maß ihrer Verehrung nicht brüderlich gleich getheilt ist.

Der heilige Wenzel repräsentirt das Uralt-Ehrwürdige, das mythisch Geschichtliche, das Nationale, welches mehr den Mann und den Patrioten anspricht, während der heilige Johannes durch die doch eigentlich

nur pflichtschuldige Wahrung des Beichtgeheimnisses der Liebling und das rechte Schooßkind aller religiösen Herzen, besonders des Frauengeschlechts, geworden ist. Dieser Unterschied ist auch in den traditionellen Abbildungen der Beiden deutlich ausgesprochen. Der altböhmische Herzog erscheint nie anders als im Helm und eiserner Rüstung mit der Landesfahne in der Hand und zeigt sich nicht selten auch zu Pferde; der ehemalige Beichtvater der böhmischen Königin dagegen steht in seinem einfachen Priesterkleide da, das Haupt von den fünf Sternen umgeben, welche auf seine in den Moldaufluthen schwimmende Leiche vom Himmel herabgefallen und herzt mit seitwärts gesenktem Kopfe und dem Ausdrucke eines zärtlichen Gemüthes das Kruzifix in den Armen ......

Es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß der starre, uralte, natürwüchsige Böhmenfürst von seinem weit jüngeren Landsmanne, der sich in der langjährigen Stellung eines Hofkaplans eine größere Geschmeidigkeit erworben haben mag, seit langer Zeit überflügelt worden ist. Obwohl sein Cultus durch die czechische Bewegung seit Achtundvierzig einen neuen Schwung erhielt, gewann er doch nur vorübergehend

dabei und mußte schon in den nächstfolgenden Jahren seine Einmischung in die Politik büßen, indem man höheren Orts seine Namensfeste, die füglich nicht übersprungen werden konnten, mit auffallender Lauigkeit feierte, während Johannes von Nepomuk, der Liebling der gutgesinnten Concordatsmänner, für seine standhafte Anhänglichkeit an die klerikale Partei die festlichen Illuminationen und die brillantesten Feuerwerke erntete.

Erst in neuester Zeit wieder gewinnt der fromme Fürst den Vorsprung, seitdem seine Krone das Schiboleth einer Partei geworden; aber es bleibt dennoch sehr fraglich, ob er es je zu dem Grade der Sympathie bringt, deren sich der verschwiegene Hüter zarter Geheimnisse, der heilige Johannes, erfreut.

Als beim ersten Grauen des Tages, welcher jener Nacht folgte, in welcher die Kraßnitzer von dem räthselhaften Widerschein eines Feuers am Himmel in so große Unruhe versetzt worden waren, die ersten Menschen auf ihrem Wege zur gewohnten Tagesarbeit auf die Johannisbrücke kamen, bot sich ihnen ein Anblick, der ihre Gemüther wahrhaft entsetzte. Der Gegenstand ihrer lebendigsten Verehrung, der heilige Johannes, war das Opfer eines blasphemischen Hohnes geworden!

Er hatte nämlich einen alten, brüchigen Cylinderhut, bis tief in die Augen gedrückt, auf dem Haupte, trug eine altmodische, sehr hohe Kravatte von schwarzem Lasting am Halse und hielt ein viel gebrauchtes kleines ungarisches Pfeifchen zwischen den Fingern seiner linken Hand .......

Die Entdeckung einer solchen Büberei verbreitete sich wie ein Lauffeuer und bald waren so viel Zuschauer zusammengeströmt, daß nicht Alle auf der Brücke Platz hatten. Vermuthung auf Vermuthung wurde aufgestellt, auf der That verdächtige Personen gerathen, gestritten, dazwischen auf den unbekannten Frevler geflucht, doch auch bei Seite gewitzelt und gekichert. Der Heilige hatte ja auch die frappanteste Aehnlichkeit mit einer Vogelscheuche und die Entrüstung über die abscheuliche Handlung, welche sich Aller bemächtigte, mußte erst über ein unwillkürliches Lachen hinwegsetzen und konnte nur bei den ältesten Bauernweibern in ungetrübter Reinheit zum sofortigen Ausbruch kommen. Ab und zu strömte die Menge der Neugierigen, ohne daß Jemand den Heiligen von der Vermummung zu befreien dachte oder wagte, weil die begangene That bei ihrem kirchenschänderischen Cha-

rakter gewissermaßen der rächenden Obrigkeit geweiht und verfallen war. Zufälliger und sonderbarer Weise hatte sich keiner der vielen geschäftigen Diener des Bezirkshauptmanns eingefunden; erst nach dem Ave-läuten, als die erste Frühmesse stattfinden sollte, wurde der Kaplan Pater Michael, der eben in die Sakristei getreten war, von seinen Leuten über den entsetzlichen Vorfall unterrichtet.

Der Kaplan, der schon die Alba ergriffen, um in sie hineinzuschlüpfen, stand wie versteinert da und ließ das Kleid aus der Hand fallen, erholte sich aber schnell und eilte ohne Rücksicht auf die vorgeschriebene Meßzeit auf den Schauplatz des Attentats. Mit ehrfurchtsvollem Schweigen theilte sich dort die Menge, um seine Hochwürden vorzulassen, indem sie sich selbst vergaß und den Eindruck der Frevelthat auf den geistlichen Herrn kennen lernen wollte. Der Kaplan schlug bei dem Anblick die Hände über dem Kopfe zusammen, während sein bleiches Gesicht ein heiliger Zorn röthete und rief zu den Versammelten:

„Da seht Ihr, geliebte Brüder und Schwestern, und seid Zeugen, daß es noch in unseren Zeiten wiedererstandene Hussiten gibt und daß, wie ich immer

predige, der Kreuzzug gegen sie je eher je lieber angehen muß, wenn wir es nicht erleben sollen, daß sie in ihrem teuflischen Trotze immer weiter schreiten, uns sogar die Meßgewänder und Kelche aus den Sakristeien stehlen und die Tempel des Herrn über unsern Häuptern anzünden! Wessen ruchlose Hand das gethan, das, Geliebte, wird mit Hülfe Gottes zu Tage kommen, sollte es aber verborgen bleiben, so seid gewiß, daß der Frevler irgend ein elendes Ende nimmt! Johannes von Nepomuk, der Heilige, der Wunderthäter, er, dessen heilige Zunge im Prager Dome aufbewahrt, in ewiger Lebensfrische prangt, hat fürwahr die Macht, einen Schandbuben zu verfolgen und die Hände, die sich an seinem Bilde vergriffen, mit Lähmung zu schlagen! Ich sehe Euch, geliebte Anwesende, den gerechten Zorn an, doch um der Gerechtigkeit selbst willen, hütet Euch, Euren Verdacht und Argwohn vorschnell auf schlechte Menschen in unserm Kirchspiel, in welchem der Schuldige leider aller Wahrscheinlichkeit nach zu Hause ist, zu werfen! Beargwohnt nicht gleich Jene, von welchen es bekannt ist, daß sie die Kirche nicht besuchen, oder der Beichte aus Verstocktheit ausweichen und überhaupt schwache, laue, wie man sagt,

aufgeklärte Religionsbegriffe haben! Noch inständiger aber bitte ich Euch, Geliebte, in Bezug auf eine andere Menschenklasse in Eurer Meinung vorsichtig zu sein! Gerade in dieser schlimmen Zeit wird von den Feinden der Religion der katholischen Kirche der Vorwurf der Unduldsamkeit und Verfolgungslust gemacht. Ich bitte Euch daher, um unseres Namens, als Katholiken und um der Toleranz selbst willen, nicht aus übereiltem Eifer die wenigen Protestanten- und Judenfamilien, die in unserer Mitte wohnen, durch irgend eine Anschuldigung zu kränken oder denselben, auf eine ungeprüfte Muthmaßung hin, gar ein Leides anzuthun! Bedenkt, daß Gott selber nach Gutbefinden jedesmal Denjenigen bezeichnet, den er der irdischen Strafe überliefern will!"

Diese glaubenseifrige Rede, aus welcher doch ein so edler Geist der Versöhnung und Nächstenliebe hervorglühte, that auf die Versammelten ihre Wirkung. Hatte sich bisher die Entrüstung des Volks unklar auf einer allgemeinen Bahn bewegt, so war sie jetzt auf eine gewisse Spur geführt und das große Reich der Vermuthungen in einem festen, engeren Kreis zusammengeschlossen worden.

Jetzt sollte aber auch das Aergerniß, das der Frevel Aller Augen geboten, endlich aufhören. Auf den Befehl Seiner Hochwürden sprangen zwei Bauerbursche auf die Brüstung hinauf und nahmen den entstellenden Trödel von der Statue herab. Damit war aber dem wilden Eifer des Kaplans noch nicht genug gethan. Mit Hast hob er die zu seinen Füßen liegenden Gegenstände, einen nach dem andern, vom Boden auf und schleuderte sie mit zorniger Aufregung und so wilden Handbewegungen, als ob ihm die Dinge zwischen den Fingern brannten, über die Brüstung der Brücke in's Wasser.

Es war die Handlungsweise eines heißblütigen Schwärmers, jedenfalls aber eine unpraktische That, deren sich Herr von Rack zum Beispiel nie schuldig gemacht hätte. Statt sie wegzuschleudern, galt es die Dinge, die ja Corpora delicti, aufzubewahren, um durch die Feststellung ihres Besitzers auf die Entdeckung des Thäters zurückzukommen.......

Diese Bemerkung machte auch ein alter Bauer, der mit seinem hundebespannten Milchwagen auf der Brücke selbst hielt, der junge fanatische Priester war aber ebenso taub, wie blind.

Die Menge hatte indessen den Akt seines frommen Jähzorns mit tumultuarischem Beifall aufgenommen und sich dicht an die Brüstung der Brücke gedrängt, wie um zu sehen, ob nicht diesmal das unten fließende Wasser mit den herabgeworfenen Gegenständen etwas ganz Besonderes vornehmen werde. Diese Erwartung war leider vergeblich. Der Hut, die Pfeife und sogar die Kravatte behaupteten den Wellen gegenüber, ihre spezifische Leichtigkeit und trieben rasch und lustig hinunter, aber die Augen des nachstarrenden Volkes sollte auf eine andere Weise entschädigt und alle Erwartungen übertroffen werden...... Es war ein überraschendes Schauspiel, welches, zuerst von einem Einzelnen gesehen, bald der allgemeine Zielpunkt einer grauenerweckenden Aufmerksamkeit wurde......

Eine Strecke von ungefähr zwanzig Schritt unterhalb der Brücke entfernt, ganz nahe dem Ufer, schaute etwas Schwarzes, von den dort weit herabhängenden Weidenruthen halb bedeckt, über den Wasserspiegel vor, was bei einiger Beachtung als die Leiche eines Ertrunkenen nicht zu verkennen war, welcher sich dort im letzten Augenblicke hatte emporarbeiten wollen, oder schon todt von dem unter dem Brückenbogen hervor-

schießenden Schwalle auf die seichtere Stelle seitwärts gespült worden war.

Mit einem Schlage zerstieb die Gruppe auf der Brücke, man schrie, man stieß sich, man schob sich, in wenig Sekunden war Alles auf dem Schauplatz des neuen Ereignisses.

Die Leiche wurde an's Ufer herausgezogen und auf die Wiese hingelegt. Es war die Leiche eines ganz jungen Mannes in der Mitte der Zwanziger, welchen keiner der Neugierigen kannte, eines Fremden. Er trug den Sommeranzug eines Städters, welcher trotz der Nässe und der Kothflecken eine gewisse Anständigkeit verrieth. Er hatte dunkles Haar und ein Schnurrbärtchen und seine Züge waren angenehm zu nennen. Sein Gesicht war gar nicht entstellt, wie überhaupt sein ganzes Aussehen zeigte, daß er erst eine Nacht, vielleicht nur wenige Stunden im Wasser gelegen sein könne.

Dieser letzte Umstand war wichtig. Stand dieser Fund mit dem nächtlich verübten Frevel in Verbindung, und in welcher? Wie konnte einer That, die dem reinsten Muthwillen entsprungen war, ein so gewaltsamer Tod unmittelbar folgen? War der Todte

unvorsichtiger Weise, als er mit seinem Bubenstück eben fertig geworden, von der Brüstung der Brücke hinabgeglitten? Oder hatte er, als er durch Zufall des Weges daher kam, den Thäter oder die Thäter gestört, und war er von ihnen hinabgestürzt worden?

Das waren Fragen vom höchsten Interesse, Annahmen, von denen jede Etwas für sich hatte, über welche aber nur der Ausweis, wer der Verunglückte sei, und die daran geknüpfte Untersuchung ein zuverlässiges Licht verbreiten konnte. Möglich, daß die Auffindung der Leiche ein ganz getrennter Fall war, immerhin mußte unter den besonderen Umständen ein mysteriöser Zusammenhang angenommen werden.

Solchergestalt hatte die an der Statue begangene Profanation eine unheimliche Vertiefung erhalten, in deren grauenhaftem Dunkel sie selbst ein düsteres Aussehen annahm. Das Volk, von augenblicklicher Eingebung und dem Hange zum Abergläubischen blind beherrscht, besann sich nicht lange, um sich eine Meinung zu bilden. Es sah ein an dem Fremden vollzogenes Strafgericht, und es war ganz nach seinem Geschmacke, zu glauben, daß der heilige

Johannes den Frevler, den er ja auf frischer That ergriffen, ohne viel Federlesens gelyncht habe.

Die kleinliche und thörichte Vorstellung, daß ein Heiliger in so menschlich wilden Zorn gerathen, gleich so brutal strafe, fand zahlreiche und glühende Anhänger, besonders Anhängerinnen, und der Anblick dieses Häufleins war die einzige Labung, welche das betrübte Herz des Kaplans ein bischen erfrischte. Mit dem Fortgange der Sache zufrieden, entfernte er sich, um die Messe zu lesen, welche ein so unerhörter Vorfall verspätet hatte.

Als man den ertrunkenen Fremdling in einer Tragbahre in das Leichenhaus fortgeschafft hatte, blieb fortwährend, bis gegen Abend, eine beträchtliche Menschenmenge auf der Johannisbrücke stehen, obwohl es, da auch die Statue in den vorigen Stand gesetzt war, Nichts mehr zu sehen gab. Es ist aber, wie man sich täglich überzeugt, als ob die Geister des Unglücks auf solchen Stätten noch lange zurückblieben und die Menschen hinlockten.

Die Kunde von der Begebenheit war natürlich auch sehr früh in's Schloß hinaufgedrungen, nur Cornelia und Frau Hassenfeld, welche ein gemeinsames

Schlafzimmer hatten, waren bis neun Uhr in Unkenntniß des Geschehenen geblieben, da keine von Beiden bis dahin die Thürschwelle überschritten hatte.

Als endlich Frau Hassenfeld hinausgegangen und in die Mitte des Corridors gekommen war, hörte sie vom Weiten das Knarren der aufgehenden Thür, die über die Steintreppe in's alte Schloß führte, mit dem Geräusch von Menschentritten vermischt. In besorgnißvoller Spannung trat sie schnell bei Seite, da die Leute herabkamen, um unbeobachtet zu beobachten, was es gegeben habe.

Herrn von Rack's lange und dürre Gestalt trat ihr zuerst vor die Augen. Ihm folgten drei Herren, von denen sie Einen trotz seiner Civilkleidung als einen Gensd'armen, dem sie oft begegnet war, auf das Bestimmteste erkannte.

Ohne sich aufzuhalten und lautlos ging die unheimliche Gesellschaft die Treppe hinab und Frau Hassenfeld sah sie vom Fenster aus bald darauf in der nach Kraßnitz führenden Allee verschwinden. Es war kein Zweifel, daß der Besuch dem Flüchtling gegolten habe.

„Hat ihn ein Schutzgeist abermals gerettet, oder

ist er, bevor ich kam, in aller Stille abgeführt worden?" war die martervolle Frage, welche sie an sich stellte, während sie zu Cornelia zurückflog, um ihr mitzutheilen, was sie gesehen.

Wenige Minuten darauf jagten beide Damen in's alte Schloß hinauf. Ihr Schrecken war groß, als sie Bruno beim Eintreten nicht erblickten, wich aber vor der Verwunderung zurück, als sie sein Bett in demselben Zustande entdeckten, wie es ihm Koß am gestrigen Abend hergerichtet hatte. Eben so unberührt stand sein Nachtessen auf dem Tische und das Waschwasser auf der Commode da. Als sie nach eifrigem Nachsuchen auch alle Schubladen, die er zu gebrauchen gewohnt war, ausgeleert gefunden hatten, war es höchst wahrscheinlich, ja gewiß, daß er sich schon gestern, entweder am späten Abend oder bei vorgerückter Nacht und offenbar freiwillig entfernt haben mußte. Diese Annahme gab aber noch immer sehr wenig Beruhigung.

„Wie kann er fortgegangen sein," sagte Cornelia untröstlich, „da alle Thüren zugeschlossen waren?"

„Mein Gott," erwiderte Frau Hassenfeld, „das wäre das geringste Hinderniß! Haben nicht Menschen, die frei sein wollen, Ketten an den Füßen gebrochen?

Sind sie nicht über Festungsmauern gesetzt und haben sie nicht Ausgänge gefunden, welche noch Niemand gesehen?"

„Sich aber so fort zu stehlen!" rief Cornelia im Tone des Vorwurfs. „Kein Wort zu sagen! Nicht eine Zeile wenigstens dazulassen!"

„Sie haben nicht Unrecht!" erwiderte Frau Hassenfeld. „Das Letzte ist seltsam! Doch wer weiß! Vielleicht ist ein Brief dagelegen und von diesem vermaledeiten Schnüffler, diesem Rack, uns so eben vor der Nase weggenommen worden!"

„Ja, gewiß, so ist's!" rief Cornelia lebhaft zustimmend. „O, was gäbe ich für die Beruhigung, daß er glücklich fortgekommen ist und keinem Unfalle auf der Weiterreise entgegengeht!" Sie war ganz unglücklich.

Frau Hassenfeld, Zeugin eines Interesses, welches die gewöhnlichen Grenzen der Theilnahme zu überschreiten schien, warf unwillkürlich einen prüfenden Blick auf das mit gesenktem Köpfchen dasitzende Mädchen, hatte aber doch keine Ahnung, daß dieses Interesse das tiefste war.

Nachdem sie das ganze Schloß durchwandert und

alle Oeffnungen gemustert, welche in Augenblicken der höchsten Noth als Ausgänge dienen konnten, riefen sie, ohne die Möglichkeit der Entweichung begriffen zu haben, den alten Koß herbei, um von ihm Aufschlüsse zu verlangen, da er den Entschwundenen noch gestern gesehen und gesprochen haben mußte.

Koß war von den Mittheilungen, die ihm gemacht wurden, ganz überrascht und konnte nicht das geringste zur Aufklärung Beitragende vorbringen. Als er das Nachtessen in der Dämmerungsstunde auf des Flüchtlings Stube hinaufgebracht, stand dieser abgewandt am Fenster. Während der Alte die übrigen Verrichtungen besorgte, wurde kein Wort gewechselt, ja Bruno hatte sich nicht einmal umgewendet. Ein ähnliches Schweigen war schon oft vorgekommen, wenn es, wie diesmal, keine Veranlassung zu einer nothwendigen Mittheilung auf irgend einer Seite gegeben hatte.

Koß, welcher eigentlich noch dieselben Ansichten über den Flüchtling hatte, wie am ersten Tage, da er von den dazwischen liegenden Resultaten ununterrichtet geblieben war, hielt denselben noch immer für eine Sorte von Vagabunden, dessen Anwesenheit eine ewige Quelle von Verlegenheiten gewesen war, und hatte

die ganze Zeit über nichts sehnlicher gewünscht, als daß der ungebetene Gast wieder spurlos verschwinden möchte. Er mußte natürlich glauben, daß dieser Wunsch, der heute in Erfüllung gegangen, auch von seinen zwei Mitschuldigen gehegt worden sei, und deutete die Bestürzung auf dem Gesicht der jungen Gräfin als den Ausdruck der Sorge, welche von der peinlichen Ungewißheit über den endlichen Ausgang unzertrennlich.

Während alle Drei noch da standen und sich besprachen, waren mehrere männliche und weibliche Mitglieder der Schloßdienerschaft im lebhaften Gespräch über die Begebenheiten auf der Johannisbrücke herbeigekommen, und eine der Kammerzofen begann sogleich den beiden noch Nichts ahnenden Damen das Tagesereigniß mit aller Ausführlichkeit zu erzählen. Bei der Erwähnung des ertrunkenen unbekannten jungen Mannes erhielt Cornelia einen Stich in's Herz, und sogar ihre mannhaft entschlossene Gesellschafterin kam etwas aus der Fassung. Als aber die Beschreibung des Ertrunkenen, den einer der Diener mit eigenen Augen gesehen, gefolgt war, konnte sich Cornelia kaum mehr auf den Füßen halten und mußte von Frau Hassenfeld weggeführt werden. Auf ihrem

Zimmer angelangt, brach sie in Thränen und Klagen aus, ohne ein Trostwort anhören zu wollen, wie wenn sie die authentische Nachricht von Bruno's Tode erhalten hätte. Da sich Frau Hassenfeld kein Gehör zu verschaffen vermocht hatte, entschloß sie sich plötzlich, den Rittmeister aufzusuchen, um dem Zustande der Ungewißheit, von der sie selbst verzehrt war, mit einem Schlage ein Ende zu machen.

Als sie beim Rittmeister eingetreten war, fand sie ihn auf dem Sopha, wie einen plötzlich von Unwohlsein Befallenen liegen. Von seinem bleichen, verstörten Aussehen auf's Aeußerste erschreckt, rief sie ihm, die Thürklinke in der erstarrenden Hand, schon von Weitem entgegen:

„Mein Gott, Sie haben ihn gesehen!"

„Es ist schrecklich!" erwiderte der Rittmeister mit matter, dumpfer Stimme, indem eine langsame Kopfbewegung eine ernste, düstere Bejahung ausdrückte.

Die Hände zusammenschlagend, setzte sich Frau Hassenfeld sprachlos auf einen Stuhl.

„Haben Sie ihn auch gekannt?" fragte der Rittmeister, der sich erhoben und ihr genähert hatte.

Die Frau sah ihn mit großen Blicken fragend an.

„Aber man muß," sprach der Rittmeister weiter, „alle Geschicke wie ein Türke hinnehmen! Was habe ich seit den letzten Kriegen unter meinen Augen verlieren müssen! Ich beabsichtigte eben in's Schloß zu gehen, als mir dieser schreckliche Zwischenfall in den Weg kam. Sie bringen mir gewiß etwas Neues von meinem Bruder! Haben Sie ihn gesprochen?"

„Welche Frage!" rief Frau Hassenfeld aufspringend, wie wenn sie einen Irren reden hörte.

„Was sehen Sie mich so seltsam an?" fragte der Rittmeister verwundert.

„Ihr Bruder," sprach Frau Hassenfeld, „hat das Schloß allem Anschein nach schon gestern Abend ganz heimlich und verstohlen verlassen —"

„Verlassen!" rief der Rittmeister mit höchstem Erstaunen. „Was hat ihn fortgetrieben? Ich habe einen Rettungsplan ausgesonnen! Wenn wir demnächst hören sollten, daß man ihn ergriffen! Großer Himmel! Laß es an dem heutigen Schlage genug sein!"

„Wir haben uns früher offenbar mißverstanden!" rief Frau Hassenfeld. „Ueber wessen Unglück haben wir denn gleich nach meinem Eintreten gesprochen?"

„Ueber wessen Unglück?“ rief der Rittmeister, die fatale Verwechselung rasch durchblickend. „Der Ertrunkene ist nicht mein Bruder, — mein theuerster Freund — Julius Werner — mein beinahe einziger Freund!“

„Ihr Freund!“ rief Frau Hassenfeld, von der Antwort erleichtert, nur mechanisch und fügte Höflichkeits halber hinzu: „Wie ist der Unglückliche umgekommen?“

„Räthsel über Räthsel,“ erwiderte der Rittmeister aufseufzend und mit den Achseln zuckend. „Bis jetzt läßt sich nur vermuthen, nur rathen, nur klagen.“

Mit dem Hauptresultate zufrieden, hatte sich Frau Hassenfeld bald darauf entfernt.

Es war wirklich so, wie der Rittmeister gesagt hatte. Julius Werner war todt. Da sein Körper keine Spuren von Gewalt, nicht einmal die geringste Hautaufschärfung zeigte, auch sich in seiner Rocktasche eine nicht unbedeutende Geldsumme vorfand, war mit der höchsten Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß er in seiner Verzweiflung den Tod im Wasser gesucht und gefunden. Seit er am gestrigen Abend aus dem Kreise seiner Kriegsgefährten hinausgestürzt war, hatte ihn Niemand erblickt, seine Bekannten alle sahen ihn

erst im Leichenhause wieder. Die Offiziere, der Rittmeister inbegriffen, welche seine letzten Worte gehört und von der wildesten Selbstanklage erschüttert worden, waren Zeugen, daß der Unglückliche in einem Zustande fortgegangen, welcher vor dem Aeußersten nicht erschrickt. Sonderbar war es, daß Werner noch vor seinem letzten Gange die Uniform, die ihm freilich nicht mehr gehörte, ausgezogen und mit bürgerlichen Kleidern vertauscht hatte. Im Gasthofe „zur Kugel," wo er wohnte und die Umwechselung der Kleider stattgefunden haben mußte, war er von Niemand, weder beim Ein- noch beim Ausgehen gesehen worden.

Da er in Kraßnitz nicht allgemein bekannt war, fuhr die öffentliche Meinung noch immer fort, ihn für den Schänder der Statue zu halten, allein die wenigen Kreise, welche ihn kannten, verwarfen die absurde Annahme mit Unwillen und dachten bei der Nachricht von seinem Tode mit doppeltem Bedauern an Hedwig, deren Liebe ein so grausames Schicksal getroffen.

Und die Bergmüllerstochter wußte noch Nichts, Dank der ängstlichen Vorsorge ihres Vaters, der alle Anstalten getroffen hatte, daß die gräßliche Neuigkeit

wenigstens so spät als möglich zu ihren Ohren gelange, während er selber wie ein Sinnloser in der Stube auf und ab lief. Da er ihre unermeßliche Anhänglichkeit an Werner kannte, so mußte er mit Recht das Aeußerste fürchten, und da er nur annehmen konnte, daß der Unglückliche in Folge des letzten Zerwürfnisses aus hoffnungsloser Liebe die That gethan, fiel er mit den größten Vorwürfen über sich selbst her und griff sich verzweifelnd in's Haar. Obwohl er sich sagen mußte, daß er recht gehandelt und mit seinem Wohlwollen an Werner's verblendetem Soldatengeiste gescheitert, fühlte er sich doch in Nichts entlastet.

Werner hatte nämlich, als er gestern Abend in die Bergmühle gekommen war, um Abschied zu nehmen, nicht den Muth gehabt, seinen unfreiwilligen Austritt aus der Armee als Grund der Abreise anzuführen, sondern allerhand allgemeine Dienstverhältnisse zum Vorwand genommen.

Auf diese Weise war es gekommen, daß Hedwig um die Zeit, als der Name des Ertrunkenen in der Stadt von Mund zu Munde lief, in einer Bodenkammer beschäftigt ahnungslos da saß, und im Geiste

ihrem mit dem Postwagen dahinfahrenden Geliebten von Station zu Station folgte.

Als sie nach verrichteter Arbeit plötzlich beim Vater in der unteren Stube erschien, fuhr dieser zusammen.

„Ich bin fertig,“ sagte sie, „und will einige kleine Einkäufe machen gehen.“

„Nein!“ schrie der Vater. „Zu Hause bleibst Du —“

„Was gibt es denn?“ rief Hedwig ganz erstaunt, da sie keine Veranlassung zu einer so polternden Weigerung entdecken konnte. „Was bist Du so aufgeregt?“

„Du weißt Nichts!“ rief der Bergmüller in der größten Verwirrung und Verlegenheit. „Ich habe schon längst gesagt, daß wir in Kraßnitz keinen Segen mehr haben! Seit der Mutter Tode ist mir der Ort schon verleidet! Da gibt es keine Ruhe mehr! Aber die Hetze muß ein Ende nehmen! Längst wollte ich die Mühle verkaufen, kam aber vor lauter Bedenken nicht dazu. Fort mit dem ganzen Rumpelzeug!“

„Was ist denn geschehen?“ fragte Hedwig.

„Was nützen die Fragen!“ fuhr der Bergmüller,

um jeden Ausweg noch immer verlegen, fort. „Kurz, wir können nicht da bleiben! Ja! Jä! Jetzt ist mir das Rechte eingefallen! Wir müssen fort und zwar ohne Verzug! Packe das Nothwendigste zusammen, ich lasse gleich anspannen! Mache, mache und raffe nur das Nothwendigste zusammen!"

„Bin ich denn plötzlich ein kleines Kind geworden," sagte Hedwig in größter Unruhe, „daß mir der Vater kein Vertrauen mehr schenkt?"

„Du wirst Alles hören!" sprach der Bergmüller. „Was soll ich Dir sagen! Du kannst es selbst errathen! Ich muß fort — mir droht Etwas — Du weißt, wie mir die Behörden auf dem Nacken sitzen — ich fürchte Verhaftung —"

„Gotteswillen!" rief Hedwig und flog zur Thür hinaus, vom Vater ängstlich gefolgt, um einzupacken und der Gefahr auf's schnellste zuvorzukommen.

Nicht lange darauf war er mit der Tochter in seinem Wägen davon gebraust, ohne ein Ziel bis zur Stunde zu kennen.

Auch Stropp, der zwar seines gefährlichen Rivalen los geworden, ohne jedoch seine Sache wesentlich gefördert zu haben, verließ am nämlichen Abend die

Familie Scheppkes und begab sich nach Wien zurück. Er hatte aber die Hoffnung nicht sinken lassen und war gewiß, daß er, wenn Hedwig in einiger Zeit Werner vergessen habe, unfehlbar zu seinem heiß ersehnten Ziele gelangen werde.

Die Johannisbrücke, welche den ganzen Tag über so viele Neugierige angelockt hatte, war auch bei Anbruch der Nacht noch nicht leer geworden. Die Besuche waren im Gegentheil im Zunehmen, da um diese Zeit auch das Landvolk aus den nächsten Dorfschaften dahin zu wallfahrten begann. Man hatte nämlich im Laufe des Tages noch bemerkt, daß der heilige Johannes den Kopf von Kraßnitz weggewendet, seine Stellung, die er seit hundert Jahren inne gehalten, verändert habe. Diesem unglaublichen Mirakel fehlte es nicht an Augenzeugen. Somit sollte das in Erfüllung gehen, was Pater Michael gestern vor dem Dechanten behauptet: daß die Zeit der Wunder und Zeichen noch nicht vorüber sei.

Er hatte auch Recht, denn es macht sie der Glaube.

Ende der ersten Abtheilung.

tungsgattung selbst und für ihre Entwicklung in Gegenwart und Zukunft unserer Literatur von Wichtigkeit sind.

Unter allen Dichtungsgattungen ist keine, welche in dem Leben der neueren Zeit eine solche Ausbreitung und ein so allgemeines Interesse, und damit auch zugleich eine solche Wichtigkeit für das moderne Kulturleben gewonnen hätte, als gerade der Roman. Das ist kein Wunder. Ist der Roman doch selbst ein spezifisch modernes Erzeugniß. Er ist „das bürgerliche Epos", wie ihn Hegel genannt hat, das Epos der modernen Welt, das heißt einer Welt, welcher der Boden des eigentlichen Epos, der ursprüngliche poetische Weltzustand längst abhanden gekommen ist. Der moderne Roman ist das Epos „einer bereits zur Prosa gewordenen Wirklichkeit", die er poetisch darzustellen und damit auf diesem Boden der Prosa „die Poesie wieder in ihr verlornes Recht einzusetzen" unternimmt. Er hat zur Voraussetzung eine vielfach in sich gebrochene, die Entwickelung des Einzelnen tausendfältig bedingende, vom nüchternen Verstande beherrschte Wirklichkeit, und seine Aufgabe ist daher der einzelne Mensch innerhalb der Schranken und vielfach verschlungenen zum Theil sich einander widersprechenden Bedingnisse einer realen Welt, von der seine Existenz und sein Geschick abhangen; einer Welt, in der Glück oder Unglück seines Lebens, Verfehlen oder Erreichen seiner Ziele und Wünsche bedingt sind, durch die Art und Weise, wie er sich zu ihnen zu stellen, sich ihnen hier anzufügen, dort nachhaltig Trotz zu bieten, ja umgestaltend auf sie einzuwirken, die Fähigkeit und Kraft besitzt. Zwei Dinge also sind es, auf welche der moderne Roman den Hauptnachdruck zu legen, die er in ihrem Wesen

und in ihrer Kraftentwickelung zur Darstellung zu bringen hat: der jedesmalige Weltzustand, die Verhältnisse und der Charakter des Individuums, das sich in ihnen bewegt. Das Erstere giebt ihm die epische Breite, das Letztere den einheitlichen Kern.

Der moderne Roman ist, seinem innersten Wesen nach, ein Erzeugniß der Reformation und der von ihr ausgegangenen geistigen Bewegung zur Freiheit und Selbständigkeit des Individuums, gegenüber der einheitlichen absoluten Macht des Allgemeinen. Sein Bereich ist das individuelle, das Familien- und Privatleben. Die Entwickelung und die Schicksale des Individuums innerhalb dieses Lebens der Familie, das wiederum von den allgemeinen socialen und geschichtlich politischen Zuständen bedingt und beeinflußt wird, sind seine Aufgaben, die sich um so höher steigern und um so bedeutender werden, je höhere Berechtigung, je höhern Werth einerseits das Individuum für sich in Anspruch nimmt, und je mannigfaltiger und verwickelter, je wichtiger und eingreifender andererseits die allgemeinen socialen und staatlichen Bedingungen an und gegen das Individuum herantreten. Man kann daher füglich behaupten, daß der moderne Roman immer zugleich, wenn er anders ein guter, wenn er wirkliche Lebensdichtung ist, das Prädikat historisch verdient, und daß dies Prädikat nur gerade denjenigen Romanen **nicht** zukommt, die sich in neuerer Zeit vorzugsweise als historische Romane hinstellen wollen. Denn die wahre Romandichtung ist immer ein Zeitbild, sie giebt, ohne es zu beabsichtigen, stets ein mehr oder minder ausführliches Bild der geschichtlichen Zustände, in denen sie sich bewegt, und wenn dies Bild auch nur ein negatives sein

und, wie Goethes Wilhelm Meister, nur die Abwesenheit und den Mangel jedes allgemeinen historischen und politischen Lebens der Zeit, in welcher sich „unser Freund“ zum höheren Menschenthume ausgebildet hat, uns vor die Augen stellen sollte. Der Roman hingegen, welchen man jetzt als den historischen Roman anzusprechen liebt, wenn seine Helden Schriftsteller, Künstler, Schauspieler, Könige oder Kaiser oder sonstige historisch bekannte Personen sind, kann nichts sein, als eine willkürliche Umgestaltung der historischen Wirklichkeit zum Besten derjenigen, welche es vorziehen, sich den reinen, aber für ihren Geschmack allzuherben Wein der historischen Wahrheit, mit dem versüßenden und verfälschenden Zusatz romanhafter Dichtung kredenzen zu lassen. Freilich ist es ein eben so tiefsinniges als wahres Wort, wenn Varnhagen in seinen Tagebüchern einmal ausspricht, daß alles Leben auf der Erde sich in Dichtnng, in den geistigen Duft einer schönen Blüthe, verliere, daß alle Geschichte, in dem Momente selbst, in dem sie aufgefaßt werde, sich zu jener Blüthe verwandle, und zwar um so mehr, je kräftiger und entschiedener die Auffassung geschehe, je weiter sie fortschreite, je bedeutender und gedrängter sich ihr Bild darstellen soll. Allein dieses Wort gilt eben vorzugsweise von der Geschichte, d. h. von der geschichtlichen Darstellung selbst, die ohne eine gewisse poetische Begabung des Geschichtschreibers nie Leben und Wahrheit gewinnen wird. Für die Poesie dagegen bleibt ewig das Gesetz des Vaters der Aesthetik, des alten Aristoteles in Kraft, welches er in die Worte faßt: Nicht das sei die Aufgabe des Dichters, wirklich Geschehenes vorzutragen, sondern Solches, dergleichen geschehen sein kann, und was man nach den Gesetzen der Wahr-

scheinlichkeit oder der Nothwendigkeit als möglich oder als wirklich gelten lassen muß. Der Geschichtschreiber erzählt, was geschehen ist, der Dichter, was geschehen sein kann. Die Aufgabe des letztern sei nicht das zufällige Einzelne der Realität, sondern das Allgemeine. Und fragt man ihn: was denn dies sei? so antwortet er mit echt antiker Schlichtheit und Einfalt: „allgemein ist, was für Dinge zu thun oder zu reden einem so oder so beschaffenen Menschen mit Wahrscheinlichkeit oder Nothwendigkeit zukommt." — Gewiß, derjenige Romandichter, der diese Wahrheiten beherzigt, darf auch auf seine Dichtungsgattung jenes große Wort des alten Denkers beziehen: daß die Poesie philosophischer und gehaltvoller als die Geschichte sei. Und wie Schiller den Dichter allein „den wahren Menschen" nennt, so werden auch die Geschöpfe der Dichtung als die wahren Menschen gelten dürfen.

Die Geschichte des modernen Romans ist noch zu schreiben. Sie wird ein merkwürdiges Buch werden, lehrreicher und interessanter, als viele sogenannte Geschichtswerke und Literaturgeschichten. Freilich dürfte der Verfasser derselben nicht, wie Gervinus, der Ansicht huldigen, daß der Roman alle literaturgeschichtliche Bedeutung verliere, wenn die gewöhnliche private Gesellschaft sein Urbild werde, und daß seine Veränderungen nicht mehr organisch und geschichtlich, sondern blos noch „modisch" seien, sobald er „zur bloßen Unterhaltungsliteratur" herabsinke. Auch so noch ist der Roman doch immer noch mehr als eine willkürliche Schneidermode. Er ist und bleibt auch auf dieser niedrigen Stufe noch immer ein geistiges Produkt, bedingt durch die Zeit, und wiederum dieselbe bedingend und beeinflussend. Denn es

heißt: sage mir, womit Du Dich „unterhältst", und ich will Dir sagen, wer Du bist. In der Oekonomie des geistigen Lebens einer Zeit und Nation ist für den Historiker nichts gering zu achten. Es ist nicht bedeutungslos, daß in einer Nation, die schon ihren Schiller und Goethe besaß, ein Clauren berüchtigten Andenkens mit seinen Romanen während der schmachvollen Restaurationszeit den großen Markt beherrschte, und daß man in dem Preußen vor 1806 in Hofkreisen sich an Lafontaineschen Romanen erbaute, während es schon einen Wilhelm Meister gab.

Gervinus bezeichnet Wieland als „den Vater unseres neueren Romans." Aber dies muß vielmehr von Goethe gesagt werden. Wielands Romane sind schon lange völlig vergessen. Auch möchte es schwer halten, den Zusammenhang des modernen Romans mit Wieland bestimmter nachzuweisen. Da nun obenein Lichtenberg seinen „Originalroman", mit dem er sich sein Leben lang trug, und der, wie derselbe Gervinus behauptet, „dieser ganzen Gattung bei uns eine ganz andere Richtung gegeben haben würde" (!), leider nicht gedichtet und zwar aus dem sehr zureichenden Grunde nicht gedichtet hat, weil er eben kein Dichter war — eine Kleinigkeit, die Gervinus bei jenem Urtheil übersehen zu haben scheint — so wird sich in der Geschichte unserer Nationalliteratur der moderne Roman wohl mit Goethe's Vaterschaft auch ohne Lichtenberg behelfen müssen. Denn eben Goethe ist es gewesen, der den Schwerpunkt des modernen Romans in den Charakter und in das Gemüth des Individuums gelegt hat. Der Charakter und seine Entwickelung und Bethätigung, die Weltanschauung des Individuums und der

Konflikt beider, des Charakters und der Weltanschauung mit den Charakteren seiner Umgebung auf der einen, und mit den allgemeinen Weltverhältnissen auf der andern Seite, sind es, welche das Wesen des modernen Romans ausmachen, und Carrière hat ganz Recht, wenn er in seiner Aesthetik (I. S. 546) sagt, nicht das spannende Interesse der Situationen, sondern die Charaktere und die Idee, welche sie und die Begebenheiten durchdringe, sei dasjenige, worauf es ankomme, so daß nach Novalis' tiefsinnigem Ausspruche Schicksal und Gemüth als zwei verwandte Namen einer und derselben Sache erscheinen. Nach dieser Seite hin ist das Feld des Romans von unbegrenzter Weite. Selbst die Gebiete der tiefsten menschlichen Interessen, der Religion, der Politik, der Moral und Sittlichkeit sind ihm nicht verschlossen, vielmehr ist er genöthigt, sie in sein Bereich zu ziehen. Es kommt nur auf die Art an, wie es geschieht. Verfährt der Romandichter doktrinär abhandelnd, — wovon mein verstorbener Freund, der begabte Max Waldau, ein auffallendes Beispiel lieferte, — so handelt er unkünstlerisch, und beweist genau genommen, eben nur seinen Mangel an spezifisch dichterischer, d. h. plastisch gestaltender Kraft. Denn der Roman, der die dichterische Abspiegelung des Lebens sein soll, hat eben darum die Aufgabe, diese Themata nicht als philosophische Doktrinen, getrennt von der Dichtung, abzuhandeln, sondern dieselben in ihrer Wirksamkeit und in ihrem das Leben und das Schicksal der Individuen bedingenden Einflusse innerhalb der Dichtung selbst in den Charakteren und deren Entfaltung und Bethätigung plastisch zu veranschaulichen.

Auch diese Lehre ist nichts weniger als neu, so oft auch dagegen gefehlt wird. Sie ist gleichfalls ihre guten zweitausend Jahre alt, denn man findet sie schon bei Aristoteles ausgesprochen, der zwar den Roman nicht gekannt, aber desto besser die Grundgesetze aller Poesie erfaßt hat. Was er von der Tragödie sagt: „wenn Jemand auch in Einem fort die schönsten charakterschildernden Reden und die feinsten Gespräche und Gedanken vortragen wollte, so würde er dadurch doch noch keine wahre Tragödie zu Stande bringen“, — das gilt ebenso auch vom Roman. Man braucht ferner, in richtiger Sonderung der beiden Dichtungsgattungen Epos und Drama, seinen bekannten Fundamentalsatz: „Die Tragödie ist eine Darstellung nicht von Menschen (Charakteren), sondern von einer einzelnen, bestimmten, zu Glück oder Unglück führenden Handlung“, nur umzukehren, und man hat die genaueste Definition dessen, was das Wesen des Romans ist. Es sind eben „die Menschen“, die Charaktere, und die Entfaltung derselben innerhalb der Breite eines mehr oder weniger vollständigen Lebens, innerhalb einer längeren Reihenfolge von Handlungen und Begebenheiten, von Verhältnissen und Bedingungen des sie umgebenden Weltzustandes, mit denen und ihren Schicksalen es der Roman zu thun, und an denen er aufzuzeigen und zu veranschaulichen hat: wie im Konflikte des Einzelnen mit dem Allgemeinen, in dem Zusammenstoß der verschiedenen Charaktere, der einzelne Mensch sich innerhalb der Bedingungen von Nothwendigkeit und Freiheit, von Konsequenz der Handlungen und Zufälligkeit der Ereignisse bethätigt, und wie er die ihm vom Leben in seiner Zeit und in seinen Verhält-

nissen gestellten Aufgaben entweder löst oder an ihnen zu Grunde geht.

Mit diesen Gedanken sind wir bei der Dichtung selbst angelangt, deren Lektüre dieselben veranlaßt hat. Der Spielhagensche Roman ist schon darum der Beachtung werth, weil der Dichter das Wesen und die Aufgabe dieser Dichtungsgattung vollkommen begriffen, und seinen Vorwurf beiden entsprechend gewählt hat. Seine Dichtung knüpft an das bekannte Goethe'sche Wort in Dichtung und Wahrheit an: „Es giebt problematische Naturen, die keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich befinden, und denen keine genug thut. Daraus entsteht der ungeheuere Widerstand, der das Leben ohne Genuß verzehrt." Dieser Goethe'sche Ausspruch ist der befruchtende Keim, aus dem der Versuch entstanden ist, die Wahrheit desselben durch ein Beispiel dichterisch zu versinnlichen. Der Dichter kommt in seiner Dichtung selbst zu wiederholten Malen auf jenen Ausspruch zurück, indem er die weitere Ausführung desselben bei passenden Gelegenheiten seinen Personen in den Mund legt. Namentlich ist es der „Baron Oldenburg", welcher selbst zu jener Kategorie der problematischen Naturen gehört, der sich darüber am klarsten ist, und daher auch in dem Kampfe mit sich selbst als Sieger hervorgeht.

Er hat die Natur dieser Gattung von modernen Charakteren an sich und andern studirt, und äußert sich darüber wie folgt: „Problematische Naturen sind Menschen, die meistens von der Natur mit den glücklichsten Anlagen ausgestattet sind, deren Sinn und Streben im Allgemeinen auf das Gute gerichtet ist, und die dennoch fast ohne Ausnahme

zu Grunde gehen, weil *sie sich nicht zu beschränken wissen*, weil sie nie, oder zu spät zu der Einsicht kommen, daß das begeisternde Ringen nach idealen Zielen nicht nur ohne Erfolg bleiben, sondern für den Ringenden selbst verderblich werden muß, wenn er die Bedingungen unserer irdischen Existenz nicht anerkennen will, oder, genauer gesprochen, in Folge jener Eigenthümlichkeit seines Wesens, das ihn fortwährend in's Maßlose treibt, nicht anerkennen kann. Solchen Menschen genügt schlechterdings nichts; sie sich selbst am allerwenigsten. Mit einer unendlichen Empfänglichkeit ausgestattet, ergreifen sie Alles mit einem wahren Heißhunger, werfen es aber mit Ekel wieder fort, sobald es sich ihnen in seiner Endlichkeit offenbart hat. Ihre überströmende Phantasie taucht Alles in poetischen Duft. Sie sehen Dinge und Personen nur in diesem Glanze, lieben sie so, begeistern sich so für sie; und sobald sie das Trügerische dieses Glanzes erkannt haben, — eine Erkenntniß, die ja doch früher oder später eintreten muß, — rächen sie sich durch Verachtung, Spott und Haß an den unschuldigen Gegenständen ihrer launenhaften Neigung, weil diese das nicht sind, was *sie selbst* erst aus ihnen *gemacht* hatten. Ihr Blick hat eine krankhafte Schärfe für die Schwächen und Gebrechen der Mitmenschen, und so kommen sie in den seltensten Fällen zu dem reinen Genusse der Liebe, die ohne Duldung nicht gedacht werden kann. — Aber eben so wenig wie die Menschen genügen ihnen die Situationen. Sie möchten gern ins Große und Ganze schaffen, möchten gern all' ihre reichen Kräfte verwerthen; und da dies in keiner Lage möglich ist, da jede nur diese oder jene Seite unseres Wesens vorzugsweise, zum

Theil ausschließlich, in Anspruch nimmt, so fühlen sie sich überall eingeschränkt, gedrückt und beängstigt, und sie sagen sich von allen konkreten Verhältnissen los, ohne zu bedenken, daß sie doch immer nur Fessel mit Fessel, Gefängniß mit Gefängniß vertauschen können. — Wie diesen Naturen keine Lage genügt, so genügen sie ebenfalls keiner. Jeder Beruf verlangt, wenn er wahrhaft erfüllt werden soll, eine unausgesetzte hingebende Thätigkeit. — Um etwas Bedeutendes schaffen zu können, muß der Mensch im Stande sein, sich zu beschränken. Das herbe: Entweder — Oder, das uns von allen Seiten unabläßig zugerufen wird, ist aber den problematischen Naturen über alles verhaßt. Wie sollten sie am Studientische aushalten können, während sie die Sehnsucht in die blaue Ferne treibt! Wie sollte das Wanderleben sie nicht ermüden, da es jene Sammlung des Geistes nicht zuläßt, die solchen kontemplativen Gemüthern unabweisbares Bedürfniß ist! So rächt sich die Welt grausam für die Verachtung, mit der Jene sich über sie erheben. Ihnen genügt die Welt nicht; und sie genügen dafür wieder nicht der Welt. Die Welt läßt ihre Verächter fallen, verzweifeln, verhungern, je nachdem; und sie hat darin Recht. Denn sie kann ihrer Natur nach nur den belohnen, der ihr unter Aufopferung seiner individuellen Neigungen und subjektiven Gelüste mit Ernst und Fleiß zu dienen sucht. — Das ist es ja eben, was unsere Zeit so problematisch macht, was so viele problematische Naturen hervorbringt, daß Niemand den Posten, auf den er gestellt ist, ausfüllen mag, sondern rechts und links nach dem seiner Nebenleute schielt."

Mit diesen Betrachtungen Oldenburgs, welche den Grund-

gedanken der Dichtung entwickeln, stimmt denn auch das Urtheil des Arztes Dr. Birkenhain zusammen, der mit denselben die Sonde in eine der tiefsten Wunden unseres Jahrhunderts gesenkt findet. Er nennt es eine „Krankheit der geistigen Uebersättigung und moralischen Leere, der gerade die begabtesten Menschen zum Opfer fallen." „Und weshalb das, so fragt er, gerade in neuerer Zeit?" (die Scene spielt im J. 1847) und die Antwort ist: „weil in der Stickluft des Polizeistaats die Geister apoplektisch werden; weil eine Ueberfülle von gesunden Säften da ist, die, weil sie nicht ihre naturgemäße Verwerthung finden, sich zerstörend auf die edelsten Organe werfen."

Man sieht, wie hier der Spielhagen'sche Roman nothwendig durch die Zeit und ihre wesentlich politischen Verhältnisse bedingt wird, wie er nichts ist als eine Krankheitsgeschichte aus der Gegenwart, deren Pathos im eigentlichsten Sinne des Wortes das Streben nach Freiheit ist. Für dieses Streben nach Freiheit ist aber wiederum jene Krankheit, deren Produkt eben die problematischen Naturen sind, ein Haupthinderniß, weil, wie Oldenburg ganz richtig sagt, „die Freiheit nur dadurch herbeigeführt werden kann, daß jeder den Befehl Nelsons bei Trafalgar befolgt, d. h. seine Pflicht thut. Wie aber ist das möglich, wie kann das Verdeck zum Gefecht klar gemacht werden, wenn alle vielgeschäftig durcheinander rennen, ohne zu wissen, was sie sollen oder wollen. Nein, wenn die Zeit, die große Zeit, die heraufdämmert, nicht kleine Menschen finden, wenn in der Stunde der Entscheidung nicht die heilloseste Verwirrung herrschen und dadurch das hohe Ziel wieder auf Jahrzehnde

hinausgeschoben werden soll, so ist vor Allem nothwendig, daß wir nicht das thun oder zu thun versuchen, was wir unter anderen Umständen thun würden, möchten oder dürften, sondern nicht mehr und nicht weniger als was wir bei den gegebenen Verhältnissen thun können, und also thun müssen."

Trotz seines Umfanges von acht Bänden umfaßt der Spielhagen'sche Roman doch nur eine verhältnißmäßig sehr kurze Zeit, nämlich etwa zwei Jahre, vom Frühling 1846 bis zum Frühlinge von 1848. In diesen kurzen Zeitraum ist die ganze Fülle der inneren und äußeren Entwicklung zusammengedrängt — wohl nicht eben zum Vortheil des Hauptcharakters, dessen Entfaltung dadurch beeinträchtigt wird. Doch davon später. Der „Held" des Romans — um bei dieser hergebrachten Bezeichnung stehen zu bleiben, — der junge Oswald Stein, an welchem die oben mitgetheilte Doktrin von den „problematischen Naturen" explizirt wird, ist ein junger Mann von etwa zwei und zwanzig Jahren. Er hat auf mehreren Universitäten, ohne eine bestimmte Fachwissenschaft zu wählen, philologische, historische und philosophische Studien gemacht, den philosophischen Doktortitel erworben, und sich durch den Rath seines Lehrers und Freundes, des Professors der Philosophie Berger, bestimmen lassen, eine Stelle als Lehrer und Erzieher des Majoratserben in der Familie des Barons von Grenwitz auf der benachbarten Insel Rügen anzunehmen, weil ihm diese Stellung außer anderen Vortheilen die Aussicht bietet, nach den zwei ersten im Hause des Barons verlebten Jahren zwei andere Jahre hindurch als Reisebegleiter seines Zöglings die

Welt zu sehen, wozu ihm sonst, da er unbemittelt ist, die Möglichkeit fehlen würde. Innerhalb der engen Schranken dieser Hauslehrerschaft auf dem Gute der Grenwitz'schen Familie bewegen sich die vier Bände, welche die erste Abtheilung der Dichtung ausmachen. Aber der Dichter hat die Enge dieses örtlich und zeitlich beschränkten Raumes — diese erste Abtheilung umfaßt kein volles Jahr — in einer wirklich meisterhaften Weise auszunutzen und mit einem so großen Reichthum inneren und äußeren Lebens zu erfüllen verstanden, daß wir uns kaum erinnern, in einer neueren Dichtung ein Beispiel ähnlicher Virtuosität nach dieser Seite hin gefunden zu haben. Was Oswald betrifft, so tritt er uns gleich zu Anfang als eine „problematische Natur" entgegen. Er hat „studirt", ohne recht sagen zu können, was? und zu welchem Lebenszwecke? Von einem Lieblingsstudium, einem darauf gebauten Lebensplane keine Spur. — Er ist ein Mensch von großen Talenten und selbst künstlerisch-dichterischer Begabung, die wenigen mitgetheilten Proben seiner Lyrik lassen darüber keinen Zweifel. Er wiegt sich in einem gewissen Vollgefühle seiner unbestimmten Kraft, aber er tritt seinen Weg ins Leben absolut ziellos an. Und doch ist das vogue la galère ein schlechter Kompaß. Zu seinem Unglück hat ihn ein überlegener Geist, sein Lehrer, der Professor Berger, in jener nihilistischen Weltanschauung bestärkt, für welche das Buch des Lebens nur den Balzac'schen Titel: „illusions perdues" führt. Berger und sein junger Freund haben gerade Geist genug, über die Welt um sie her im Allgemeinen wie im Besonderen eine vernichtende Kritik zu üben, vor welcher weder die Menschen noch die Zustände

derselben bestehen können. Aber leider fehlt die Resignation des werkthätigen Fleißes und der liebevollen Arbeit für die Besserung des Ganzen, jene Resignation, welche an ihrer Stelle wenigstens gewissenhaft ihre Pflicht zu thun bestrebt ist. Oswald Stein wird Hauslehrer, wir sehen jedoch Nichts von seiner Thätigkeit als Erzieher und Lehrer. Sein Zögling Malte ist ein verzogener vierzehnjähriger Knabe; aber statt sich zu bemühen, Einfluß auf ihn zu gewinnen, zieht er es vor, seine ganze Neigung dem Genossen desselben, Bruno, zuzuwenden, dessen Wesen dem seinigen verwandt ist. Es fehlt ihm eben absolut der Begriff der Pflicht, des Verpflichtetseins, der Treue im höhern Sinne, in welchem sie freilich nicht die vielgepriesene sklavisch-bewußtlose, um nicht zu sagen hündische Anhänglichkeit, wohl aber dasjenige bewußte *Festhalten ist*, welches aus der Ueberzeugung des *Kopfes sich im* Herzen und Gemüthe des Menschen festsetzt. Dieser Mangel an Festigkeit und Treue bewährt sich in allen Verhältnissen, in welchen Oswald während seines Aufenthalts in der Familie von Grenwitz sich verwickelt und bewegt. Um das Unglück seines Wesens voll zu machen, kommen ihm dazwischen Momente, in welchen dieser Mangel, und das Unrecht, das ihn derselbe begehen läßt, ihm in fürchterlicher Klarheit vor das Bewußtsein tritt. Jung, schön, von angebornem Adel des Betragens, geistvoll und dabei umwittert von jenem Hauche der Melancholie, wie sie solchen in sich gebrochenen problematischen Naturen eigen ist, üben sein Wesen und sein Auftreten eine unwiderstehliche Anziehungskraft besonders auf die Frauen, zumal da die Männer in der Junkerwelt um ihn her, welche mit einer außerordent-

lichen Virtuosität in ihrer Geistesverlassenheit, ihrem Hochmuth, ihrer übertünchten Rohheit und Sittenlosigkeit geschildert wird, einen einzigen, den Baron Oldenburg, ausgenommen, nicht von fern den Vergleich mit dem interessanten jungen bürgerlichen Helden aushalten können, der sie obendrein auch noch in ihren eigenen Sportkünsten übertrifft.

Aber gerade dies Glück bei den Frauen wird die Ursache seines Unterganges, und es ist ein vortrefflicher Zug in der Anlage der Dichtung, daß er nicht an einer seiner beiden ernsten Liebes-Leidenschaften für die beiden bedeutenden Frauen, Melitta und Helene, sondern an dem Spiele untergeht, auf das er bei einer dritten, viel unbedeutenderen, die sich ihm in die Arme wirft, nicht zu verzichten die Kraft hat. Nicht seine Untreue gegen die herrliche Melitta, wohl aber seine Widerstandlosigkeit gegen die sinnliche Leidenschaft Emiliens ist es, die ihn schließlich in seinen eigenen Augen erniedrigt, und es bedurfte nicht der etwas zu romanhaften Zigeunerin und ihrer Prophezeiung, um das rasche Ende seiner Laufbahn als eine Nothwendigkeit erkennen zu lassen. Daß dies Ende nicht die Kugel des Selbstmörders, sondern der Tod auf einer Märzbarrikade bildet, ist eine künstlerische Barmherzigkeit, die der Dichter übt, und für die man ihm danken muß. Aber auch dieses Ende, dieser Tod ist nicht ein Ausgang, den das Pathos des Helden herbeiführt. Es ist Zufall, daß Oswald gerade in dieser Zeit nach Berlin geräth, Zufall, daß er sich an einem Kampf betheiligt, an den er nicht gedacht, für den er nichts gethan.

Man sieht es dieser Anzeige an, daß sie die Lektüre des Werks bei meinen Lesern voraussetzt. Aber eben dieser Um-

stand darf denen, welche sich nicht in diesem Falle befinden, als Bürgschaft dafür gelten, daß die Dichtung in nicht gewöhnlichem Grade des Lesens werth ist. Die Wahrheit der Lokalfarben, die psychologische Feinheit der Charakteristik, die Kraft der Schilderung von Stimmungen der Natur und des Menschenherzens, der Gedankenreichthum und Ernst auf der einen, und die heiter witzige Darstellungsweise in gewissen Partien auf der andern Seite, finden ihre Entsprechung in einem Style und in einer Sprache, die überall von gründlicher Bildung wie von Beherrschung dieser Kunstmittel vortheilhaftes Zeugniß geben und nur selten von einem gewissen Herabsinken in die daguerrotypische Alltäglichkeit eines gesuchten Realismus, wie sie leider immer mehr bei uns einzureißen droht, nicht ganz frei sich zu halten vermögen. Dahin gehört, um nur Eins anzuführen, z. B. die durchaus unnöthige Dialektfärbung in den Gesprächen Oswalds mit der Fischerfrau in Sassitz und Aehnliches, was auf einen gebildeten Geschmack geradezu widerwärtig wirkt, und immer nur ein trauriger Nothbehelf ist für den Mangel wirklich künstlerischer Charakteristik, die doch gerade unserm Verfasser in nicht gewöhnlichem Grade zu Gebote steht.

Von dieser letzteren geben, außer den der Welt des norddeutschen Junkerthums angehörigen Gestalten, auch alle übrigen ein beredtes Zeugniß. Die gesellschaftlichen Zustände der Zeit, der hohle Uebermuth und die sittliche Verderbtheit der Kriegerkaste, der augenverdrehende teuflische Pietismus des Pastor Jäger, die blaustrumpfende Eitelkeit seiner Gattin Primula, der grundsatzlose Materialismus des cynischen Geometers Timm, die wissenschaftliche Pedanterie der Gymna-

sialkollegen, die in sich unselige Blasirtheit der philosophischen Abstraktion in dem Professor Berger (deren Motivirung ich jedoch nicht zureichend finde) und die „bedauerlichste Unzulänglichkeit" eines Theils der gebildeten männlichen Jugend, und zwar gerade desjenigen Theils derselben, der als der begabteste und talentvollste gelten mag — alles dies sind Typen von großer Kraft und Wahrheit. — Aber auch die Lichtseiten unserer Zeit sind nicht unvertreten; sie sind vorzüglich in dem trefflichen Arzte, Dr. Braun, in dem treuen gewissenhaften Gelehrten Bemperlein, und schließlich auch in dem Baron Oldenburg dargestellt, der sich aus seiner innerlichen Krankheit energisch herausrettet, und der, zum Nachtheil der künstlerischen Harmonie des Ganzen, die Figur Oswalds noch mehr herabdrückt. Soll ich einen wesentlichen Mangel an dieser letzteren hervorheben, so möchte es der sein, daß er, der doch der „Held" und Träger der Dichtung ist, seine „problematische Natur" nicht genügend auslebt. Seine Liebesverhältnisse genügen dazu doch nicht, und der Versuch, ihn mit der Wirklichkeit der praktischen Welt zusammenzubringen, wie ihn der Dichter in der Stellung macht, welche er ihm als Hülfslehrer an einem Gymnasium anweist, ist dazu doch allzuwenig ausreichend. Hier, glaube ich, liegt die Achillesferse der Dichtung des begabten Autors, dessen weiterer Entwicklung wir mit großer Theilnahme entgegensehen.

